



Gedichte

von

Freiherrn Carl von Firccks.



Leipzig,
Julius Klinckschardt.

1864.

Gedichte

vom

Freiherrn Carl von Fircks.

5-A

5009.



Leipzig,

Julius Klinckschardt.

1864.

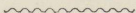
Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Ein rastlos kreisend Stimmenflattern	1
Innere Stimme	2
Herbstabend	3
Die Bibelleserin	4
Am Waldesaum	6
Winter	8
Stilles Scheiden	9
Gebaut	10
Mein Spielgefährte	11
Schwarze Nacht	12
Demuth	13
Letzter Wunsch	14
Am Strande	15
Vor den Fenstern	16
O weh!	17
Mißverstanden	19

	Seite
Gute Nacht!	20
Beim Heil'genschrein	21
Regen	23
Herbst	25
Im Burghof	27
Hochzeitsgespenst	29
Der Burgherr	31
Gotteslamm	34
Jetzt bin ich böß'!	35
Sag', was du willst	36
Blumenlager	37
Unvergessen	38
Dunkle Nacht	40
Wetter	41
Kummer	43
Himmelsferne	44
Das unbekannte Lied	45
Das Wiegenkind der Schöpfung	47
Das sterbende Kind	48
Die Blume der Einsamkeit	50
Der Mönch	52
Der nächtliche Ritt	56
Der Schmied	59
Was mag es sein?	61
Sonntagmorgen	62
Gedankenucht	64
Rückblick	65

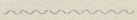
	Seite
Menschenwissen	66
Verblichter Lenz	68
Ich hab' nach dir gerufen	70
Zurück	71
Die gute Schwester	72
Schattenspiel	73
Wie es kommt	74
Das Ende davon	75
Am Friedhofsthor	76
Mit bloßen Füßen	77
Winternacht	78
Kindheitstraum	81
Nach dem Regen	84
Wolkenreiter	85
Morgen	86
Der sterbende Krieger	89
Unbekümmert	91
Die barmherzige Schwester	93
Soldatengebet	96
Ich wollt', ich könnt' dein Herz belauschen	98
Der Thorwart	100
Guter Rath	103
Herzensjubil	104
Er ist niemals wiedergekommen	106
Du seltsam Menschenkind	108
War so leicht mein Blut	109
Abendwölken	110

	Seite
Waldestille	111
Himmelsfenster	112
Geficht	113
Urwähler	115
Das Kinderauge	117
Keinen Mann!	119
Der kleine Seiltänzer	121
Die Spinnerin	123
Der starke Walter	126
Frühlingsvögel	130
Fergus. 1.	131
2.	150
3.	167
4	182



Ein rastlos kreisend Stimmenflattern,
Ein lockend Rufen ferne her,
Es schweift das Lied mit Traumesschritten,
Gedankenirrend um mich her.

Am Stabe rasten meine Hände,
Ich kann des Wegs nicht weiter gehn,
Ich fühl' das Wort sich für mich rüsten,
Und muß dem mächt'gen stille stehn.



Innere Stimme.

Mir ist's, als hört' ich Jemand rufen,
Als hört' ich eine Stimme gehn,
Die liebe Worte zu mir spräche,
Ich kann es aber nicht verstehn.

Wie eines Vaters ernstes Mahnen,
Wie einer Mutter ängstlich Flehn,
Wie eines Freundes treues Rathen,
Ich kann es aber nicht verstehn.

Und wie ich horch', da zieht ein Frieden
In meines Herzens Hader ein;
Es wird am Ende Gottes Stimme
In meiner Brust gewesen sein.

~~~~~

## Herbstabend.

---

Der Sommer hat sich gebettet  
Auf dürrn Blättern im Haag,  
Das letzte fröstelnde Blümchen,  
Im Felde verlassen brach.

Nun steigen die Nebel im Thale,  
Und der Nachtwind ruft in der Haid',  
Und alles ist schauernd zerronnen  
In Dunkel und Einsamkeit.

Ein einziges Sternlein flackert  
Dort über den Wolken trüb',  
Wie ein vergess'nes Lichtchen,  
Das im Himmel brennen blieb.

---

## Die Bibelleserin.

Im letzten Haus' im Dörfchen,  
Am dämmernden Fensterlein,  
Da liest feine alte Bibel  
Ein eisgraun Mütterlein.

Es wird ihr sau'r, der Alten,  
Denn draußen dunkelt die Nacht,  
Hat's auch in der Kunst des Lesens  
Niemalen gar weit gebracht.

Und was sie mit Fleiß und Mühe  
Herausbuchstabirt am End',  
Sie kann es nicht immer verstehen;  
Doch faltet sie fromm die Händ'.



Und Gott, der die Seele ansieheth  
Und hört auf die Worte nicht,  
Der läßt es der Alten gedeihen,  
Wie sie es im Herzen spricht.

Ob sie auch grübelnd und rathend  
Nicht immer das Rechte ersinnt,  
Und wendet zur Unzeit die Blätter,  
Das alte träumende Kind.

---

## Am Waldesaum.

Ein heißgeritten Höslein steht  
Am Waldesaum allein,  
Ihm wird die Zeit schier lang; es knickt  
Und wechselt Bein um Bein.

Umher ist's still und einsam gar,  
Nur leis' das Mücklein singt.  
Und aus des Waldes Tiefe fern  
Der Ruf des Ruckucks klingt.

Das Höslein knickt und nickt dazu,  
Es schlummert wohl noch ein  
Und hält dem Mücklein stille dann;  
Wo mag der Reiter sein?

Und vor dem Höslein steht und schaut's  
Mit großen Augen an  
Ein Geißlein jung, das irgendwo  
Der Hut im Klee entrann.

Es steht und schaut und dreht den Kopf  
Stillflügelnd hin und her,  
Und meckert leis' und stampft dazu  
Und wundert sich gar sehr.

Derweilen such't's die alte Geiß  
Lautrufend querseldein,  
Und tritt umher in Korn und Kraut;  
— Wo mag die Hirtin sein?

---

Winter.

Die Blumen sind gestorben,  
Es kam der Winter leif,  
Der stille Todtengräber,  
Begrub sie in Schnee und Eis.

Seitdem ist es gar stille,  
Rein Gräslein regt sich mehr,  
Es fallen weiße Flocken,  
Und alles schläft umher.



## Stilles Scheiden.

---

Ich weiß, sie kam durch die Augen,  
Sie stieg durch die Fenster in's Haus:  
Die junge singende Liebe.  
Wo aber schlich sie hinaus?

Kein Wort im Sturme geflügelt  
Trug von den Lippen sie wild,  
Und keine Thräne des Kummers  
Hat aus der Brust sie gespült.

Sie muß durch die offene Thüre  
Wohl heimlich gegangen sein,  
Da ihre lachende Schwester  
Mir sprang in's Herz hinein.

---

## G e b a u t.

---

Ich hab' auf Treu' und Glaub'n gebaut,  
Es fiel das Haus mir ein;  
Ich hab' auf Lieb' gebaut, sie warf  
Auf mich den ersten Stein.

Ich hab' gebaut auf Mann und Wort  
Und 's war zu böser Stund',  
Und hab' auf Tug und Recht gebaut,  
Und alles ging zu Grund'.

Nun will auf nichts ich bauen mehr  
Als wie auf Gott allein,  
Vielleicht, eh' ich es selber denk',  
Wird's Feierabend sein.

---

## Mein Spielgefährte.

---

Du bist im Traum zu mir gekommen,  
Mein todtes Kind, und hast die Nacht  
Mit mir gespielt, da Alle schliefen  
Und Niemand sonst bei mir gewacht.

Du hast dort oben bei den Engeln  
Im lichten Saal der Ewigkeit  
Gedacht des armen kranken Kindes  
Im engen Kämmerlein der Zeit.

Und bist gekommen, mit mir spielen,  
Da ich verlassen und allein,  
Wie ich vor Zeiten hier auf Erden  
Mit dir gespielt im Sonnenschein.

---

## Schwarze Nacht.

---

Schwarze Nacht, schwarze Nacht, ich komm' zu dir,  
Vom Wandern müde, und sag'  
Mein Bettlersprüchlein vor deiner Thür  
Und kniee nieder und klag'.

Schwarze Nacht, schwarze Nacht, es ist Alles Trug,  
Was draußen im Sonnenschein blüht,  
Und Liebe und Treue ist eitel Lug,  
Und das Glück ist ein müßiges Lied.

Dein dunkles Gewand ist so still und groß,  
Verhüll' und bedeck' mich damit,  
Und wenn ich entschlafen in deinem Schooß,  
Schwarze Nacht, nimm mich mit, nimm mich mit!

---



## Demuth.

---

Wen Gott auf die Kniee niederwarf,  
Der neige sein Angesicht,  
Und neige in Demuth sein stolzes Herz,  
Und kämpfe und ringe nicht.

---

Und wie die Kindlein der Gasse thun,  
Wenn sie still zu den Menschen flehn,  
Er taste leise an Gottes Hand,  
Und Gott wird ihn schon verstehn.

---

## Letzter Wunsch.

---

Ich wollt', sie rüsteten mein Grab,  
Wenn ich einst todt werd' sein,  
In Einsamkeit am Meeresstrand,  
Und ließen mich allein.

Dann läg' ich still, die Händ' im Kreuz  
Und aufwärts das Gesicht,  
Und harrete lauschend durch die Nacht  
Auf Gott und mein Gericht.

Und hörte über mir das Meer,  
Wie es dort hoch im Licht  
Ein ewig murmelndes Gebet  
Für meine Seele spricht.

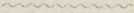
---

## Am Strande.

In Wolken ging der Himmel,  
In Wolken ging das Meer,  
Die Nacht war wild und dunkel,  
Der Strand war öd' und leer.

Das Sandgras wehte fröstelnd,  
Und auf der Düne sang  
Die alte Föhre schaurig,  
Wie einen Grabgesang.

Es trieb ein Boot zu Lande,  
Sein Bord war todtenstill,  
Die Möven schwebten drüber  
Mit heiserem Geschriß.



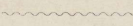
## Vor den Fenstern.

Ich habe nicht Vater, nicht Mutter,  
Bin ein armes, verlassenes Kind,  
Und lauf' auf der fremden Straße  
Umher bei Regen und Wind.

Ich stand an der Kirchenthüre,  
Da sangen drinnen die Leut'  
Von Gott, der die Vöglein nährt  
Und den Blumen forget ihr Kleid.

Ich will vor den Fenstern nun singen,  
Dann glaubt wohl der liebe Gott:  
Es sei ein hungriges Vöglein,  
Und giebt mir ein Kindlein Brod.

Und will zu den blühenden Blumen  
Mich legen in's Feld zu Nacht,  
Vielleicht daß die Engel vom Himmel  
Mir Morgens ein Kleid gebracht.





## O w e h !

Hinan, hinan die schwanfende Leiter,  
Vom Söller winkt ihre weiße Hand,  
Es winkt und wehet ihr Haar im Nachtwind,  
Es winkt und lockt ihr flüsternd Gewand.

Hinan, hinan, ihr Haar ist so seiden,  
Ihr Arm ist so weiß, und so süß ist ihr Mund,  
Und die Nacht ist so still, und es schlagen und locken  
Die Nachtigallen im Wiesengrund.

Und näher, und näher, ihm glühn die Wangen,  
Sein Herz schlägt zum Brechen, hinan, hinan,  
Jetzt hat er die letzte Sprosse erklimmen,  
O Schauer der Liebe! — Da faßt es ihn an.

Und neben ihm sitzt sein Weib in der Nachtmütz'  
Und rüttelt ihn keifend an Schulter und Arm:  
„Du hast mich zum Bett bald hinausgeworfen,  
Was träumst du schon wieder, daß Gott erbarm!

Und hast mir die Tücher vom Leib gerissen,  
Ich möchte nur wissen, was wunder es ist,  
Was dich im Schlaf so viel muntrex machet,  
Als du mit wachenden Augen bist.“

---

## Mißverstanden.

---

Wie sollte ich's wissen, sie sah mich an  
Und ward dabei roth so natürlich  
Und sah so schüchtern zu Boden dann  
Und senfte dazu so natürlich.

Wie sollte ich wissen, ich armer Jung',  
Daß, weil sie in's Auge mir blickte,  
Sie nur in's Blau der Erinnerung  
Hinaus die Gedanken schickte.

Und daß, weil sie heimlich erröthete,  
Sie heiß und mit brünstigem Flehen  
Im innersten Herzen betete:  
Ich möcht' als ein Traumbild vergehen.

Und Gott woll' gnädig lassen geschehn,  
Daß plötzlich an meiner Stelle  
Der Andre, der Andre möge stehn,  
Ihr heimlicher Herzensgefelle.

## Gute Nacht!

---

Du schließt in deinem Herzen fest,  
Da hör'st du mich dran pochen,  
An deines Auges Fensterlein  
Hast du mit mir gesprochen.

Seitdem, du schöne Nachbarin,  
Ich hab' es wohl gesehen,  
Thust du gar oft auf stiller Wacht  
An deinem Fenster stehen.

Ich aber poch' nicht mehr, mir will  
Das Thürestehn nicht frommen,  
— Geh ruhig schlafen Nachbarin,  
Ich werd' nicht wieder kommen.



## Beim Heil'genschrein.

Draußen am Wege beim Heil'genschrein  
Da kniet mit Beten und Ringen,  
Ein Bettlerweib, derweil auf dem Rain  
Sein Kindlein thut hüpfen und springen.

„Mein letztes Krümlein, o Helfer, du,  
Das gab ich dem weinenden Knaben,  
Nun habe ich Nichts, wenn er hungrig ist,  
Und kein Brod mehr bringen die Raben.“

Das Knäblein aber verweilen tanzt  
Nach der Mutter klagender Weise,  
Und streut die Krümlein, davon sie singt,  
Den Vögeln und Käfern zur Speise.

„Der Regen hat ihm sein Hemdlein durchnäßt,  
Und die Hunde mit zornigen Bissen,  
Die haben es ihm in der Gasse im Dorf  
Am Leibe in Fetzen gerissen.“

Das Knäblein aber steht hinter ihr,  
Hat's Hemdlein sich aufgehoben,  
Und lacht durch die Löcher den Heil'gen an,  
Und äßt und spottet nach oben.

Da mag es wohl sein, daß er zornig ward,  
Der Helfer in seinem Schreine;  
Denn ohne Trost ging die Bettlerin fort  
Und hinter ihr trabte der Kleine.

---

## R e g e n.

---

Im Wald geht der Sturm und es regnet laut,  
Die Haide fröstelt und schauert,  
Das Waldmännlein hockt unterm Farrenkraut  
Am Fuß der Tanne gefauert.

Der Heher ruft und die Föhre knarrt,  
Es rauscht und strömet der Regen,  
Es rinnt und tropft von der Tanne Bart,  
Es hüpfst und spielt auf den Wegen.

Es rieselt und plätschert und leise spricht's,  
Und im Walde beginnt es zu dunkeln,  
Das Männlein kauert und regt sich nicht,  
Seine Augen im Dickichte funkeln.

Es sieht das Häslein dicht neben sich  
In der Haide zu Lager gehen,  
Und den Fuchs, der über die Lichtung schlich,  
Windschnüffelnd am Waldrande stehen.

Es spürt, wie das Reh zu ihm niederschaut  
Mit regentropfenden Zacken,  
Sein Athem geht heiß und sein Herz schlägt laut  
Und es horcht mit gebogenem Nacken.

Es hört, wie mit rauschendem Flügelschlag  
Der Falke sich setzt in's Geäste,  
Und die Brut dort oben allgemach  
Verstummt im schaukelnden Neste.

Und still ist's geworden im Waldesrund  
Und Nacht auf Wegen und Stegen,  
In weiter Ferne nur bellt ein Hund,  
Und heimlich rieselt der Regen.

~~~~~


H e r b s t.

Er ist schon öfters dagewesen
In seinem Kleide schneegefäumt
Der graue Herbst, und hat des Sommers
Befränzte Tische abgeräumt.

So oft er aber wiederkommt
Und streut die Blätter auf den Weg,
Und kehrt mit seinem Sturmesbesen
Die Wiese und das Waldgeheg.

Und hoch, in lautlosen Geschwadern,
Der Leichenzug des Sommers, ziehn
Die Wandervögel ob den Landen
Am lichtverwaisten Himmel hin;

Ein heimlich Bangen immer wieder
Beschleicht das Herz uns unbewußt,
Als stehl' die Hand, die draußen plündert
Sich tastend auch in unsre Brust.

Und es gemahnt uns immer wieder,
Daß wir am Wege rastend nur
Nachzügler sind im Heer des Todes,
Das Gott dahersührt durch die Flur.

Im Burghof.

Steht ein blonder Knab' im Burghof,
Hält am Baum ein Rößlein schlank,
Steigt so hoch und stolz das Rößlein,
Schaut der Knab' so blaß und krank.

Rößlein, Rößlein, weißes Rößlein,
Wenn sie jetzt niedersteigt,
O, ich weiß, wenn von uns Beiden
Sich ihr holdes Antlitz neigt.

Und dann halt' ich ihr den Bügel,
Und es glüht mein Angesicht,
Und sie streichelt deinen Nacken
— Meine Hand berührt sie nicht.

Weißes Rößlein, weißes Rößlein,
Hab' dich treulich doch gepflegt,
Hab' genährt dich und gewartet,
Hab' bewacht dich und gehegt;

Wenn sie wieder mit dir spielt
Schau' nur einmal nach mir hin,
Daß ihr Aug', dem deinen folgend,
Sieht wie blaß und krank ich bin.

Hochzeitsspesenst.

„Zurück von des Saales Schwelle!
Wer ließ den Knaben herein?
Was willst du, bleicher Gefelle,
Im Schwerte beim Hochzeitsreihn?

Wie hast du trog'ge Gebärde,
Wie blickst du finster und grimmi,
Wie funkeln gleich deinem Schwerte
Die wilden Augen dir schlimm?

Wer bist du, verwegener Räuber?
Er sinnt ein Arges!“ Und laut
Im Saal aufkreischen die Weiber,
Und blaß wird plötzlich die Braut.

Und in der schimmernden Halle,
Das bloße Schwert in der Faust,
Steht plötzlich der bleiche Gefelle
Schwerathmend, vom Kampfe zerzaust.

Er steht, die Waffen in Händen,
Sein Aug' hat seltsamen Glanz,
Es thut sich nimmer verwenden
Von dem Mägdlein im Hochzeitskranz.

Sie werfen die Tische zur Erde,
Sie fallen ihn grimmig an,
Er steht mit müßigem Schwerte
Und siehet das Mägdlein an.

Er wanke und sinke getroffen
Und liegt auf dem blutigen Plan
Die todten Augen weit offen,
Und siehet das Mägdlein an.

Der Burgherr.

Das haben die hörigen Sassen gethan:
Auf der Zwingburg frähet der rothe Hahn!
Lautflirrende Waffen auf Brücke und Wall,
Und schallende Stimmen in Hof und Hall'!

Und in der Hand gebrochen das Schwert
Bluttriefend steht der Burgherr am Heerd,
Und grimmer Gesichter ein Kreis umher,
Und drohende Fäuste mit Art und Speer.

„Jetzt sollst du büßen mit deinem Blut,
Was du gezehntet von unsrem Gut,
Was du geritten mit Mann und Mähr
Durch unsre Felder im Land umher.

Du hast uns gethan nach deinem Gelüst,
Und hast uns geknechtet zu jeder Frist,
Und weil wir darbt'n, da hast du gezech't,
Jetzt, stolzer Räuber, steh' uns zu Rech't.“

Und höhnisch wandern im Kreise umher
Des Ritters Augen von Speer zu Speer,
Und in der Hand den blutigen Rnauf,
Er richtet taumelnd am Heerd sich auf.

„Ihr habt friedbrüchig mit Feuer und Schwert
Geschädigt mein Gut, meine Burg verheert,
Ihr schlugt mich selber zum Tode wund,
Und seid des Henkers von dieser Stund’.

Doch weil zu Rechte ihr heißt mich stehn
Und wollt mich richten nach meinem Vergehn,
So will ich sterbend euch willig sein,
Drum haltet Friede und höret fein.

Ich bin geritten mit Mann und Mähr
Durch Saat und Acker im Land umher,
Weil eure Sippe im Feld zerstob,
Wenn unter dem Thore mein Kößlein schnob.

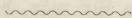
Ich hab’ euch gebüßt, ich hab’ es nicht Fehl,
An Habe und Gut für geringe Fehl,
Weil ihr, wie Hündlein, die Hand geleckt,
Die euch im Grimm zu Boden gestreckt.

Und jetzt, verblutend und todeswund,
Ich biete euch Trotz mit höh'nendem Mund,
Und werf' euch mein' Waffen in's Angesicht,
Und sterb', und mein Leben gereut mich nicht."

Und wie er niedergesunken am Heerd,
Sie fallen auf ihn mit Kolbe und Schwert,
Und schlagen und thun sich nimmer genug,
Und toben und schreien und sind nicht klug.

Und als zuletzt verlodert im Wind
Das Schloß sammt Ritter und Burggesind'
Und heimwärts sich die Plünderer gewandt
Sie sprachen im Gehen untereinander:

„War doch ein echt und ritterlich Blut,
Stand aufrecht da und wehrte sich gut,
Hat uns die Wämser tüchtig zerfetzt
Und wacker geschimpfet uns auf die Letzt."



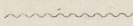
Gotteslamm.

Sie sagten dir: die Welt sei schlimm,
Voll Arg und List zumal,
Du aber sei'st ein Gotteslamm,
Verirrt im Erdenthal.

Sie fangen's dir den Tag entlang,
Und fangen's dir zu Nacht,
Nun glaubst du's selbst, du armes Kind,
Und das sei Gott geklagt.

Du gehst umher, den Blick gesenkt,
Als sei die Welt nicht rein,
Zu ruhn mit deinem Aug' darauf,
Und blickst in dich hinein,

Und wärst entschwebt zum Himmel längst
Aus Sterblichkeit und Sünd',
Wenn's nicht so süß wär, besser sein
Als alle Andre sind.



Jetzt bin ich böß!

Daß du es weißt, jetzt bin ich böß,
Nun bitt', so viel du magst,
Ich halte mir die Augen zu
Und hör' nicht, was du sagst!

Und wenn ich durch die Finger schiel',
Bild' dir darum nichts ein,
Ich kann vor Thränen doch nichts sehn,
Du brauchst dich nicht zu freu'n.

Und wenn ich lachen muß am End',
So geht es dich nichts an,
Und in der Seele hass' ich dich,
Du bößer, bößer Mann.

Sag', was du willst.

Sag', was du willst, versuch' an mir,
Was Liebe tragen kann,
Thu' deinen bösen Willen dir,
Doch sieh mich wieder an!

Mir ist, wenn sich dein treuer Blick
Nicht mehr zu mir gesellt,
Es sei gestorben Freud' und Glück
Und dunkel sei die Welt.

Und wie ein Kindlein bei der Nacht
Die Mutter am Gewand
Still rührt, bis sie davon erwacht
Und küßt ihm ihre Hand:

Mit fleh'nden Augen folg' ich dir,
Und blick' zu dir hinan,
— Sag' was du willst, sei hart mit mir,
Doch sieh mich wieder an!

Blumenlager.

Ich habe mich, müde vom Sorgen und Wandern,
Zum Frühling auf's blühende Lager gestreck't,
Und unter das Haupt einen Traum mir genommen,
Und mit dem Himmel mich zugedeckt.

Es klettern die Verse mit tanzenden Füßen
Wie spielende Elfen an mir empor,
Und läutende Glöcklein der zieh'nden Gedanken
Umflingeln die Reime mein lauschendes Ohr.

O, so zu entschlafen der Arbeit des Lebens,
Gesehmiegt um des Frühlings still blühend Gesicht,
Und aufzuwachen im Himmel dort oben,
In Gottes allewigem Morgenlicht!

Unvergessen.

Wenn der Kampf, der ringende, gelungen
Und er hat in seiner Brust bezwungen
Einen alten langgenährten Schmerz;
O, wie häuft er wild des Lebens Freuden,
Und wie eilig thürmt er neue Leiden
Gräberhoch auf sein gebändigt Herz.

Und dann wird es still. Und um die Waage
Seines Lebens sammeln sich die Tage,
Und ein jeder wirft ein Körnlein Staub
Auf das blasser Bild vergang'ner Zeiten,
Bis sich Schattendunkel drüber breiten
Und die Nacht begräbt dann ihren Raub.

Und dann treibt einmal im Lauf der Tage
Ein verschollner Laut der alten Klage
Einsam an's Gedächtniß und das Ohr
Nimmt ihn grübelnd still mit sich nach innen,
Und das Herz beginnt sich zu besinnen,
Und es sucht und sinnt, was es verlor.

Plötzlich schluchzend da aus seinem Schlummer
Fährt er auf der todtgeglaubte Kummer
Und sie lebt, sie lebt, die alte Pein!
Was das Menschenherz mit Thränen tränket
Wird im Strom des Lebens nicht versenket,
Und Vergessen ist im Tod allein.

Dunkle Nacht.

Tiefe Nacht! Kein Laut im Dunkel,
Keine Stimme weit und breit,
Schlafversunkne, traumverlorne,
Grabesstille Einsamkeit!

Nur ein einsam Lichtlein zittert
Weitverloren in der Fern',
Wie ein fröstelnder, im Schlase
Gottes Schooß entfallner Stern.

W e t t e r.

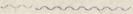
Ein Schnauben und ein Heulen,
Ein Brausen und ein Weh'n,
Ein Wolkenflügelschlagen,
Ein Sturmesathemgehn!

Und über die Haide jagt sich's
Und kucht und kreischt darein,
Als schlägen sich Geister im Sturme
Um der todten Erde Gebein.

Ich seh' einen einsamen Vogel,
Er treibt auf dem Wetter umher,
Wie ein verschlag'nes Schifflein
Auf dunkel wogendem Meer.

Er kann die Straße nicht finden,
Die seine Brüder schon lang'
Mit wandernden Flügeln gezogen
Die herbstlichen Fluren entlang.

Er kreist und kämpft und flattert,
Verloren im Sturmeswehn,
Und ist in den Wolken verschwunden,
Man kann ihn nicht mehr sehn.

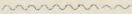


Kummer.

Ich schleich' mit kummerstillen Schritten
Umher und hüt' mein krankes Herz,
Wie ein im Weh entschlafen Kindlein,
Und ringe still mit meinem Schmerz.

Und wenn mich wer erbarmend ansieht,
Dann schwillt die Brust mir thränenvoll,
Ich schau' ihn an mit scheuen Augen
Und weiß nicht, ob ich's wagen soll.

Und möchte plötzlich, laut aufschluchzend,
Mit aller meiner Qual und Sünd'
An seine Brust mich klagend werfen,
Wie ein verstoß'nes, armes Kind.



Himmelsferne.

Wie seltsam blickt das Menschenauge,
Wenn es vom Lebensweg empor
Sich hob, und in die blaue Ferne
Des Himmels träumend sich verlor!

So blickt der Pilger vom Gestade
Der Fremde träumend über's Meer,
Auf dem er einstens seinen Heimweg
Wird ziehn auf Nimmerwiederkehr.

Das unbekannte Lied.

Ich saß schon oftmals in der Stille nieder
Nachsinnend einem räthselhaften Lied,
Das leis' und heimlich, flüsternd immer wieder
In Lust und Weh durch meine Seele zieht.
Doch wie ich sann und träumte lange Stunden
Und wog das Wort im Geiste hin und her,
Ich konnt' den Sinn des Liedes nie erkunden
Und Ton und Weise traf ich nimmermehr.

Und oftmals hab' ich's in die Nacht getragen,
Und rief die Schläfer in der Wildniß wach,
Und ließ den Sturm die Flügel um mich schlagen,
Und sprach des Wetters wilde Worte nach.
Doch wie ein Glockenläuten immer wieder,
Das heimathher, erinnerungsmächtig zieht,
Auf Sturm und Wetter treibend immer wieder
Umflügelte mich das räthselhafte Lied.

Ist's eine Stimme zukunftsferner Tage,
Ist es ein Wehruf der Vergangenheit,
Ist's eines nah'nden Kummers leise Klage,
Ist es ein Jubellaut aus alter Zeit?
Ist es mein Glück, das, nie zum Licht geboren,
Vor meines Lebens Thür vergessen singt,
Ist es der Engel, den ich einst verloren,
Der rufend über meinen Weg sich schwingt?

Ich weiß es wohl, ich werd' es niemals finden
Dies dunkle Lied, halb Seufzer, halb Gebet,
Kein Wort erreicht's, kein Reim vermag's zu binden,
Und keinem Maß der Silben ist es stät.
Ein ewig Räthsel wird es mich umschweben,
Ein heimlich Glück, ein unverständner Schmerz,
Bis Gott es reimen wird zu seinen Zeiten:
Es ist mein eignes dunkles Menschenherz.

Das Wiegenkind der Schöpfung.

Die Nacht sitzt auf dem Himmelshügel,
Und eingefungen, eingewiegt,
Gefauert unter ihrem Flügel
Im Schlaf die müde Erde liegt.

Sie liegt, des goldnen Lichts entkleidet,
Nacht wie sie trieb an's Weltenland,
Da Gott zuerst auf sie gebreitet
Sein sternesflimmerndes Gewand.

Sie liegt, am Herzen ihre Blumen,
Und schläft, der Schöpfung Wiegenkind,
Und hört im Traum das Nachtweib summen,
Und Gottes Engel singen lind.

Das sterbende Kind.

Am Bettlein des Kindes, des sterbensranken,
Auf Knieen entschlafen die Mutter liegt,
Sie hat gewacht und geweint und gebetet,
Bis Thränen und Schlaf ihre Augen besiegt.

Doch während sie schläft mit den müden Augen,
Da wacht ihre Seele und freist im Traum,
Von der Lippe, der betenden, aufgeflogen,
Ob ihrem Kinde im Himmelsraum.

Im Licht um sie her aber ziehn und kreisen
Mit stillen Flügeln viel Englein,
Und schauen hinab in die Erdennacht unten,
Und fliegen im Himmel aus und ein.

Und wenn sie lautlos vorüberfliegen,
Dann dächt's der Mutter, sie säh'n sie an
Mit still erbarmenden Augen und winkten
Ihr zu mit traurigem Lächeln dann.

Da wird ihr plötzlich so heimlich bange
Dort oben auf ihrer einsamen Wacht,
Sie ruft im Traum ihres Kindes Namen
Und fährt empor — ist schluchzend erwacht.

Und beugt sich über das stille Bettlein
Und faßt ihr lautloses Kindlein an,
— Die Englein waren schon dagewesen
Und hatten Gottes Arbeit gethan.



Die Blume der Einsamkeit.

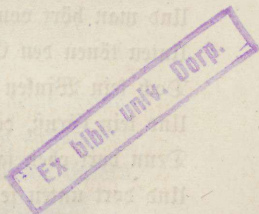
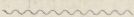
Im tiefen, tiefen Walde,
Wo die Kehlen heimlich gehn,
Und leif' mitsammen redend
Verschollne Bäume stehn,

Da blüht ein einsam Blümlein,
Davon weiß Niemand nicht,
Als wie der Strahl vom Himmel,
Der durch die Zweige bricht.

Doch wen ein Leid bedrückt,
Und wer da weint zu Nacht,
Der wandre in die Wildniß
Und hab' des Weg's nicht Acht,

Und wo der Wald am tiefsten
Da falt' die Händ' er treu,
Und schlag' die Augen nieder
Und denk' an Gott dabei.

Dann wird sie ihm erblühen
Die Waldeseinsamkeit;
Und wird er heimwärts ziehen
Hat sich gewandt sein Leid.



Der Mönch.

Oben auf der Felsenzinne
Schimmernd steht das Ritterschloß,
Bub' und Knapp' im Burghof reiten
Wild und jubelnd hoch zu Roß.
Unten düster in der Tiefe
Liegt das Kloster, einsam stehn
Stille Mönchlein an den Fenstern
Und im Garten stumm sie gehn.

Mit dem Pfeil wohl mag man reichen
Von der Burg hinab in's Thal,
Und man hört vom Söller oben
Unten tönen den Choral:
Doch kein Winken geht hinüber,
Und kein Gruß, den man sich bot,
Denn dort oben jauchzt das Leben,
Und dort unten seufzt der Tod. —

Flog ein Vöglein aus dem Zweige,
Der am Burgthor leis' sich regt?
War's ein spielend Käzlein draußen,
Das des Gatters Strang bewegt?
Leise knirscht das Felsgerölle,
Und es weicht das Laub zurück,
Und ein Mönchlein schaut verstohlen
In den Hof mit späh'ndem Blick.

Wie sie jubeln, wie sie reiten,
Wie das Roß sich bäumt und stöhnt,
Wie die Speere tausend gehen,
Wie die Bogensehne tönt!
Und der stille Lauscher draußen
Seufzt und prüfet seinen Arm,
Und es rinnt ein heimlich Thränlein
In den Bart ihm nieder warm.

Und es wandern seine Blicke
Weiter an der Burg entlang,
An den Söllern, an den Erkern,
An den Zinnen sonnenblank.

An den hohen Bogenfenstern —
Da, was ist's, das ihn ergreift?
Tastend und mit irren Händen
Sucht sein Kränzlein er in Hast.

Dort am Fenster, wo der Ephen
Raukend klettert am Mau'rgestein
Und am Sims das Vöglein locket,
Steht des Ritters Töchterlein;
Held und lieblich, wie die Jungfrau'n
Der Legende, heimlich schön,
Wie der Sünde stille Bilder,
Die zu Nacht durch's Kloster gehn.

Und das Kränzlein wandert, wandert
Kreisend durch des Mönches Hand,
Und sein Auge schaut zum Fenster
Heißen Blickes unverwandt.
Heißen, sehnsuchtswildem Blickes,
Und das Rosenkränzlein bricht,
Seine Perlen rollen nieder
Und der Beter merkt es nicht.

Horch! da schallt die Klosterglocke
Aus der Tiefe, und am Thor
Rauscht es wie von eil'gen Schritten,
Und das Mägdlein blickt empor.
Flog ein Vöglein aus dem Zweige,
Der sich an der Mauer regt.
War's ein spielend Kätzlein draußen,
Das des Gatters Strang bewegt?

Der nächtliche Ritt.

Der Mond steht am Himmel, von Sternlein blüht
Die Nacht über Feldern und Matten,
Ein einsamer Reiter die Straße zieht
Selbander mit seinem Schatten.

Muß wohl ein vieltreues Gedenken sein,
Was ihm den Sinn hat gefangen,
Daß aus den Händen müßig zum Rain
Die Zügel ihm niederhangen;

Muß wohl ein vielliebes Erinnern sein,
Was vor der Seele ihm steht,
Daß er nicht Acht hat, wie quersfeldein
Sein irrendes Kößlein gehet.

Und rings umher ist so lautlos die Nacht
Und so einsam verschollen die Stunde,
Am Walde die Schatten nur regen sich sacht,
Und die Lichter spielen im Grunde.

Da zuckt das Kößlein und bäumt hoch auf,
Der Schaum flockt roth ihm vom Zügel,
Sein träumender Reiter im Sattel fuhr auf,
Laut klingen Sporen und Bügel.

Sein Herz, sein Herz hat ihm was gesagt,
Da er träumte, vom Wege verloren,
Von süßen Bildern umgaukelt facht,
Es tropft das Blut von den Sporen.

Sein Herz, sein Herz hat ihm was gesagt,
Vom Hufschlag dröhnen die Wege,
Im Feld das Häslein entsetzt erwacht,
Es peitschen die Zweig' im Gehege.

Es sausen vorüber im Mondenschein
Der Wald und die schimmernde Haide,
Es sausen vorüber Gestrüpp und Gestein
Und Hecke und Wegescheide.

Da stieben die Funken, der Thormweg hallt,
Die Flur klrirt unter den Hufen,
Und 's Kößlein schnaubt laut auf und es schallt
Des Reiters Schritt auf den Stufen.

Und ein Lichtlein wandert im Hauf' in Hast
Und flackert im Niedersteigen,
Und die Thür thut sich auf vor dem nächtlichen Gast,
Und ein Schweigen, ein schreckliches Schweigen!

Ein schreckliches Schweigen, entsetzenslang,
Und ein Schluchzen hinter den Stufen:
„Wo war't ihr so lange, wo war't ihr so lang',
Sie hat euch im Sterben gerufen!“

Der Schmied.

Der Ambos klingt, die Funken sprüh'n,
Wer hieß, wer hieß ihn wandern?
Als er zurück kam hatte sie
Genommen schon den Andern.

Er schlägt so stark, er schweißt so fest, —
Sie küßte ihn beim Scheiden,
Und gab ihm Herz und Wort dazu,
Und wandt' sich dann von Beiden.

Er schlägt so stark, er schweißt so fest, —
Er war ihr treu geblieben,
Und aus der Fremde hatte ihn
Die Sehnsucht heimgetrieben.

Er schlägt und hämmert immer zu,
Sein Aug' von Thränen nachtet,
Er schlägt auf's schwarze Eisen fort,
— Vergessen und verachtet!

O Schmied, o Schmied, und wußt'st du nicht,
Wie schwer die Lieb' zu tragen:
Sein Eisen muß man allemal
So lang' es heiß ist schlagen.

Was mag es sein?

Was mag es sein, daß am stillen Gestade
Des Lebens es manchmal taumelnd wild
Wie eine Woge des Jubels landet,
Wie eine Sturmfluth der Hoffnung schwillt?

Dann weht's vom offenen Himmel zu Lande
Und sel'ge Stimmen ziehen daher,
Und tolle Wünsche des Herzens leben
Und wache Träume wandeln umher.

Es ist als hätte ein himmlisch Märchen
Beschriften plötzlich des Daseins Höh'n,
Und alle Quellen der Erde fließen,
Und alle Pulse des Lebens gehn!

Sonntagmorgen.

Ich weiß, es war ein Sonntagmorgen,
In Sabbathstille, menschenleer
Lag Feld und Weg und Gottes Frieden
War auf den Landen weit umher.

Nur in den Lüften sang die Lerche,
Und aus des Thales Tiefe klang
Von den Gehöften morgenkündend
Der Hähne rufender Gesang.

Dort lag ein Dörflein sonnenstille
Im blüh'nden Grunde, langsam stieg
Der blaue Rauch zum Morgenhimmel;
Doch Flur und Gasse unten schwieg.

Die Thürlein standen festverschlossen,
Und lautlos trieb das Licht sein Spiel
Auf Schwell' und Fensterlein und Giebel,
Und aller Orten war es still.

So schlummerstill, so friedensfelig,
So sonntagheilig, und ich stand
Und schaute nieder und mir war es:
Ein Engel hielt mich bei der Hand.

Ich hab' seitdem des Dörfleins Namen
Bergessen und entsinn' mich kaum,
Wie sie das fremde Land mir nannten,
Und Alles ist mir wie ein Traum.

Doch manchmal, wenn ich einsam trauernd
Auf meines Lebens Brandstätt' schau',
Dann steht es plötzlich wieder vor mir
Das stille Dörflein auf der Au',

Und mich erfaßt es wie ein Mahnen,
Daß ich das ferngesuchte Glück,
Dem meine Fahrt gegolten, schlafend
Gelassen dort im Grund zurück.

Gedankenucht.

O, lieber die Vögel am Himmel hüten,
Und lieber das irrende Wild im Geheg,
Als wie die eignen Gedanken führen
In Zucht und Ordnung auf Gottes Weg.

So liebt kein Lamm die verbotene Weide,
So liebt kein spielendes Kind die Gefahr,
Als wie vom Wege des Heiles schweifend
Die sündenfrohe Gedanken-schaar.

Wohl bangt die arme Seele und mahnet
Mit manchem frommen Spruche und Wort,
Sie mahnt vergeblich — sie haben Flügel
Die Kinder Gottes und schweifen fort.

Sie muß den Namen des Vaters nennen
Die arme Mutter, sonst wird's nicht gut,
Dann werden sie wohl ein Weilschen stille
Und horchen, ob er nicht kommen thut.

Rückblick.

Wer, dessen Pfad des Lebens Mittagshöhen
Erklommen, wandte träumend nicht den Blick
Thalwärts hinab, um hinter sich zu sehen
In seiner Jugend blüh'nden Grund zurück.

Und wenn in längst verscholl'ner Zauberschöne
Das Märchen seiner Kindheit vor ihm stand,
Wer ist's, wer ist's, dem eine bittre Thräne
Sich unbewußt dann nicht in's Auge fand?

O, es sind böse, es sind böse Stunden,
Wenn sich das Herz dann einsam überhört,
Und sich gealtert, sündenflug gefunden,
Den Stimmen taub, die es einst süß bethört,

Wenn es ein Fremdling steht im Bilderzaale,
In dem es seiner Kindheit Spiele ließ,
Ein flücht'ger Kain mit dem Sündenmaale
In ödem, gottverlass'nem Paradies.

Menschenwissen.

In hundert Zungen redend, völkerwimmelnd,
Aus aller Ferne unterm Himmelsblau
Geschaart im Feld des Wissens kreist die Menschheit,
Und thürmet murmelnd einen Babelbau.

Schon hat das Werk die Berge übergipfelt,
Es ragt weitschauend über Meer und Land,
Und wolkenhoch, des Himmels ew'gen Sternen
Ist seine Riesenstirne zugewandt.

Wer unten mit des Jünglings Schritten aufklimmt,
Und seinen Werkstein zu dem Baue trägt,
Sein Haar wird weiß, bis er am Zinnenfranze,
Die Arbeit seines Lebens niederlegt.

Und steht er oben dann, der milde Fröhner,
Und schaut von der erklimm'ten Warte aus,
Noch immer wölbt sich über seinen Blicken
Der Endlichkeit verschwieg'nes blaues Haus.

Noch immer stehn die Marksteine der Sterne,
Wo er von unten einst erblicket sie,
Er wird das Land des Wissens nie betreten,
Und stirbt wie der Prophet des Sinai.

Verblühter Lenz.

Wenn ich ihn draußen wieder hör'
Den Frühlingshimmel klingen,
Und Bien' und Falter ziehn umher
Und alle Wasser singen,

Und alles sprießt und alles webt
Im grünen Haag der Erden,
Und alles jauchzt und alles lebt:
Ich mag nicht fröhlich werden.

Mir tritt's dann vor die Seele hin
Im Bild vergang'ner Tage,
Wie ich als Kind gestanden bin
Im blüh'nden Frühlingshaage.

Wie fangen sie und rißen mich
Die Böglein da vom Himmel,
Wie drängte grüßend sich um mich
Der Blumen bunt Gewimmel!

Und Bien' und Falter sah'n mich an,
Als wollten sie mich laden:
Zu ziehn mit ihnen himmelan
Auf ihren Sonnenpfaden.

Ich weiß nicht, was seitdem die Flur,
Die blüh'nde, mir verdorben,
Mir ist, es sei in der Natur
Von eh'mals was gestorben,

Ich sinn' darüber hin und her,
Und bin doch flug geworden,
Und kann das Kind nicht werden mehr,
Aus dem ich Mann geworden.

Ich hab' nach dir gerufen.

Ich hab' um dich gebetet
Aus tiefem Jammer und Weh,
Ich hab' nach dir gerufen
Laut von des Liedes Höh',

Ich hab' nach deinem Fußtritt
Gespäht im Sand der Welt,
Horchend auf deine Stimme
Durchirrt' ich des Lebens Feld,

Und heimlich bei meinen Sünden
In meines Herzens Schrein,
Da hielt ich zukunfstahnend
Ein Plätzchen für dich rein.

Z u r ü c k.

O, ich will rückwärts wandern in die Jahre
Der Kindheit, laßt mich, eure Augen sehn
Mich feindlich an und eure Worte drohen,
Ich fürchte mich und will nicht weiter gehn!

Ich will zurück den Weg, den ich gekommen,
Und will mich wieder niederkauern still
Auf meines Lebens schattenstillen Schwelle,
Zu meiner Kindertage frommem Spiel.

Und will mein Auge träumend wieder richten
Auf's uferlose Meer der Zeit hinaus,
Und seinem fernen Wogengange lauschen
Nachsinnend still in meinem Wiegenhaus.

Die gute Schwester.

Es wollt' nur hineinsch'n, da fiel er vom Tisch
Der Napf und zerbrach auf den Dielen,
Nun muß es still sitzen das arme Kind
Und darf nicht laufen, nicht spielen.

Der Vater ist böse und spricht kein Wort
Und die Mutter sammelt die Scherben,
Und wenn nicht die große Schwester wär',
So möcht' es am liebsten sterben.

Die ist so gut und küßet den Sohn
Des Nachbarn hinter dem Spinde,
Und bittet, er möge nicht böse sein
Dem armen, zitternden Kinde.

Schattenspiel.

Es steht ein Schatten im Mondenschein
An des Nachbars Gartenmau'r drüben,
Der macht dem Hans viel Gedankenpein,
Er lauscht und flügelt von hüten.

Erst ist's ein Schatten und dann sind's zwei,
Und der eine, das kann er beschwören,
Das ist seine Liebste von nebenbei,
Doch wem mag der andre gehören?

Und wenn es der lange Heinrich wär',
Wie kommt es, das sage ihm Einer,
Bald gehen die Schatten zu zwei umher,
Und dann ist's wieder nur einer.

Dem Hänslein ist gar seltsam zu Sinn
Bei dem Spiel an der Mauer dort drüben,
— Wenn zwei in einem Schatten stehn,
Was ist dann dazwischen geblieben?

Wie es kommt.

Ach liebe Mutter, ich kann nichts dafür,
Und gewiß, er ist schuldlos nicht minder,
Wir haben, ach glaub' es, nichts Böses im Sinn
Wir armen, harmlosen Kinder.

Er sieht mich an, und da ist doch kein Arg
Und dann schlag' ich die Augen nieder,
Und über ein Weilschen ganz heimlich nur
Erheb' ich vom Boden sie wieder.

Dann hat er vergessen hinwegzusehn
Und ich konnt' es doch wirklich nicht wissen,
Und siehst du Mutter, so kommt es zuletzt,
Daß wir immer uns ansehen müssen.

Das Ende davon.

• Es war eine Zeit, da liebten sie sich,
Und sie liebten sich über die Maassen,
Sie herzten und hegten und pflegten sich
Und konnten einander nicht lassen.

Und als es nun gar zum Scheiden kam,
Da meinten sie schier zu verderben,
Und händeringend gelobten sie sich:
In aller Kürze zu sterben.

Nach langen Jahren aber einmal
Da trafen sich wieder die Beiden,
Sie lebten, zu läugnen war es nicht,
Trotz allen geschworenen Eiden.

Sie sahen sich an so höhnisch und kalt,
Und thaten sich bitterlich hasßen,
Sie konnten's einander nimmer verzeihn,
Daß die Liebe sie leben gelassen.

Am Friedhofsthor.

Am Thor des Friedhofs da hängt ein Kränzlein
Verwelkt von Sonne und sturmgeknickt,
Der Eigner aber liegt unten im Grabe
In Gottes Ewigkeit eingenickt.

Sie haben ihn Alle schon lang' vergessen,
Die ihn vom Dörflein herübergebracht,
Sie haben gefröhnt und ihr Brod gegessen
Und haben des Todten nicht mehr gedacht.

Ein Mütterlein nur steht manchmal von ferne
Und schirmt sich mit zitternder Hand das Licht
Vom Auge und schaut am Stab herüber,
Die Thränen laufen ihm über's Gesicht.

~~~~~



## Mit bloßen Füßen.

---

Mit bloßen Füßen, mit baarem Haupt,  
O, Jubel in Regen und Wind!  
Der Sturm zerzaust dem Büblein das Haar,  
Der Regen vom Antlitz ihm rinnt.

Mit bloßen Füßen, mit baarem Haupt,  
Wie die Blätter wirbelnd sich drehn,  
Wie die Tröpflein hüpfen und fröhlich sind,  
Wie die Zweige peitschen und wehn.

Mit bloßen Füßen, mit baarem Haupt,  
Und der Wind auf der Haide so kalt,  
Und der Greis am Stabe so wandermüd',  
So schwach und gebrechlich und alt!

Mit bloßen Füßen, mit baarem Haupt,  
Der Regen peitscht sein Gesicht,  
Der Wind zaust lachend sein graues Haar  
— Hui, Büblein, was jubelst du nicht?

## Winternacht.

---

Es rauschet herauf durch die Winternacht,  
Die Tannen ätzen und wogen,  
Es kommen viel weiße Flocken im Sturm  
Waldeinwärts wirbelnd gezogen.

Sie kommen wie Wandervöglein von fern  
Aus der Mitternacht starrendem Eise,  
Und setzen sich still in des Waldes Gezweig,  
Und lassen zur Erde sich leise.

Sie nisten sich rings in's fröstelnde Moos,  
Und kauern sich still in die Bäume,  
Und schlüpfen zusammen und hocken still  
Durch des Waldes dämmernde Räume.

Da kommt's gegangen den Hohlweg herauf  
Mit mühsam wanderndem Schritte  
Und tritt in die Richtung, ein Fröhner ist's,  
Rehrt heim von der Arbeit zur Hütte.

Sein Fuß ist müde, der Tag war lang,  
Die Arbeit lag schwer in der Trage.  
Er hat sie getragen für Weib und Kind  
Mit doppelt und dreifacher Plage.

Sein Fuß ist müde, sein Herz ist schwer,  
Sie werden die Hände ihm fassen  
Und werden suchen nach Brod, nach Brod —  
Und Gott hat die Armen verlassen.

Da rauscht's herauf durch den einsamen Wald,  
Und rings aus den Bäumen im Kreise  
Und aus der Haide erheben umher  
Die weißen Flocken sich leise.

Und kommen wie Todtenvögelchen still  
Mit lautlosem, leisem Gefieder,  
Und lassen auf Arme und Schulter und Brust  
Und Antlitz des Wandrers sich nieder.

Und schwärmen und kreisen und wirbeln um ihn  
Und dem Fröhner dünkt es als sängen  
Sie heimliche Lieder ihm leise in's Ohr  
Mit fremden, zaubrischen Klängen.

Es rauschet im Walde so sanft, so lind,  
Wie Rauschen der himmlischen Palmen  
Und tönt in den Lüften, wie Engelgesang,  
Wie fernher schallende Psalmen:

Er ist nicht müde, ihn friert nicht mehr,  
Er steht am Stabe gebogen,  
Das Haupt gesenkt und ein seliger Traum  
Ist über sein Herze gezogen.

Er ist nicht müde, er friert nicht mehr,  
Ob die weißen Flocken auch kommen,  
Sein Herz ist stille geworden; denn Gott  
Hat den Bettler zu sich genommen.

---



## Kindheitstraum.

---

O felig lauschende Stille im Herzen,  
O Lächeln, das über das Antlitz geht,  
Wenn vor der Seele der Traum der Kindheit,  
Der längstvergessene, wieder steht.

O felig, heimathfelig Erwachen  
Aus schwerem Schlafe, aus bangem Traum,  
Aus dunkler, stürmender Nacht des Lebens  
In seiner Wiege heimlichem Raum.

Da steht noch Alles, der Tisch, das Stühlchen,  
Das alte Spielzeug, so wohlbekannt,  
Das Fenster mit seinen tanzenden Fliegen,  
Der spielende Sonnenstrahl an der Wand.

Die Uhr in der Ecke, die alte Wanduhr,  
Sie geht noch immer, das Heimchen zirpt  
Und 's Mäuslein nagt und horcht dazwischen,  
Doch Niemand kümmert's, was es verdirbt.

Und in dem alten verschollenen Hause  
Da öffnen die Thüren sich leise und facht  
Und auf die Schwellen da tritt die Erinn'ung,  
Die dort vergessen und einsam gewacht.

Die alten Freuden, die alten Thränen,  
Die Häuslein all', die die Hoffnung gebaut,  
Die heißen, niemals erfüllten Wünsche,  
Dem Himmel sehnend in's Ohr vertraut.

Und wilde Träume hinaus in's Leben  
Vom Märchen Abends an's Bett gebracht,  
Und einsam dämmernde, ferne Gedanken,  
Wie Lichtlein über die Haide bei Nacht.

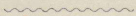
Und wieder flüstern die alten Schritte  
Im Hause, die Thüren gehn auf und zu  
Und Stimmen, die längst im Grabe verhallten,  
Sie rufen wieder einander zu.

Im Kämmerlein summet die alte Weise,  
Das Spinnrad schnurrt und von draußen her  
Da tönen die Schläge der Art im Hofe,  
Und grollend wandert der Haushund umher.

Und plötzlich, plötzlich, o wildes Schluchzen,  
Das sich im Grunde des Herzens regt,  
Da tönen sie wieder die Heimathglocken  
Von unsichtbaren Händen bewegt.

Die Glocken des alten Kindergottes,  
Dem du die Treue gebrochen hast,  
Die Glocken der Todten, die du vergessen  
In deines Lebens taumelnder Hast.

Die Glocken des eignen frommen Herzens,  
Das du zum Markte der Sünde trugst,  
Und im Gedränge der Welt verloren,  
Jetzt auf den Wegen der Kindheit suchst.



## Nach dem Regen.

---

Der Regen rauscht nicht mehr, es donnert  
In weiter Ferne, hörbar kaum,  
Des Wetters Wolkensegel flattert  
Zerrissen durch den Himmelsraum.

Und Alles schweigt noch ängstlich horchend,  
Ein nasses Vöglein zwitschert leise  
Im Busche auf, und schweigt dann wieder,  
Es tropft von Blatt und Blüthenreis.

---

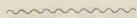


## Wolkenreiter.

Es schwanft das Ried, es rauscht der Wald,  
Der Sturm, der Sturm bricht los,  
Er reitet saufend in die Nacht  
Auf schwarzem Wolkenroß.

Wer weiß, auf welcher Spur er tobt,  
Und was für Wild er jagt,  
Und was er sucht, und was er ruft,  
Und was er grollt und klagt?

Am Morgen dann ist Alles still,  
Der Reiter ruft nicht mehr,  
Und ledig geht sein Wolkenroß  
Im Himmelsfeld einher.



## Morgen.

---

Der Morgen dämmerte, von Osten gingen  
Die ersten Frührothstrahlen über's Feld,  
Die Blüthen nickten noch im Schlaf, es hingen  
Die Gräser schwer von Thau, noch schlief die Welt.

Das Licht war aber wach, und stiller Weise  
Durchwandelte es seiner Schläfer Reich'n  
Und tastete an Gras und Blüthe leise,  
Und schaute in den Blumenfeldch hinein,

Und rührte an die traumesstarren Zweige,  
Und küstete den Schatten unterm Baum,  
Und ging umher auf seiner Strahlensteige,  
Und wandelte auf jedes Blättchens Saum.

Und plötzlich war's, als schlugen selig lachend  
Sich Augen auf umher in Wald und Flur,  
Und es begann aus tiefem Schlaf erwachend  
Lebendig sich zu regen die Natur.

Die Gräser richteten sich auf, es reckte  
Die Blüthe sich auf ihrem Rasenpfühl,  
Der Baum ward wach, und leise flüsternd streckte  
Ein jedes Blüthchen sich auf seinem Stiel.

Und wie ein Winken, wie ein grüßend Neigen  
Begann es auf des Lichtes goldner Spur  
Zu schauern und zu schwanen in den Zweigen,  
Zu wogen in den Blumen auf der Flur.

Es küßten wiegend sich die Nachbarblüthen,  
Es küßten sich die Blätter still im Moos,  
Die Halme faßten schaukelnd sich und glitten  
Mitsammen spielend in des Rasens Schooß.

Und lautlos schwellend zogen bunte Segel  
Der Schmetterlinge durch das Sonnenmeer,  
Und Lieder singend schaukelten die Vögel  
Im Lichte treibend über ihnen her.

Und wie ich stand in all' dem Freudenwogen  
Und sah sich grüßen alle Creatur,  
Da kam es traurig über mich gezogen,  
Wie eine harte Weisung der Natur.

Da fühlt' ich mich so freundlos und verstoßen,  
In meiner Menscheneinsamkeit allein,  
Aus dem Verband der Wesen ausgeschlossen,  
Ein fremder Wanderer durch den Sonnenschein.

Verstoßen und vom Frieden ausgeschlossen,  
Ein Kind des Menschen ohne Heimathland,  
Den die Natur im Zorne ihrer Sündfluth  
Einst ausgeworfen an des Himmels Strand.

---



## Der sterbende Krieger.

---

Der Pfeil traf ihn gut und er sank zur Erd',  
Wollt' einmal die Losung noch rufen,  
Da über ihn stürzte sein sterbendes Pferd,  
Zerbrach ihm die Brust mit den Hufen.

Nun liegt er im blut'gen Felde allein  
Mit offenen, brennenden Wunden,  
Muß sterben und kann nicht schlafen ein,  
Und kann doch nimmer gesunden.

Er betet sein Sprüchlein am Boden still,  
Im Blute gefaltet die Hände,  
Und schaut vom einsamen Leichenpfühl  
Hinaus in's sonn'ge Gelände.

Dort geht auf der Höhe am stillen Wald  
Ein Hirtenmädlein mit Singen,  
Es wandern die Lämmlein über die Hald',  
Thalüber die Glöcklein klingen.

Und 's Mädlein sitzt zu den Blumen bunt,  
Und zum rothen Beerlein sich's bückt,  
Und weiß nicht, daß dort unten vom Grund  
Ein sterbendes Aug' zu ihm blicket.

## Unbekümmert.

---

Du bist so jung, dein Auge blickt  
So kindlich jubelhell,  
Als sei die Welt dein Gartenhaus,  
Das Glück dein Spielgefell.  
Und wie ein Vöglein singst du laut,  
Die Lust läßt dir nicht Ruh',  
Du hast ein Herz, du hast ein Herz,  
Doch weißt du nicht wozu.

Du bist so jung, so fromm und gut,  
Thust Niemand nichts zu Leid,  
Und hast ein Thränleia immerdar  
Für fremde Noth und Freud'.  
Und wenn es trocknet über Nacht,  
Du kannst ja nichts dazu;  
Du hast ein Herz, du hast ein Herz,  
Doch weißt du nicht wozu.

Du bist so jung, du bist so schön,  
 Sie sehn dich Alle an  
 Und folgen mit den Augen dir  
 Und seufzen Mann für Mann.  
 Und wenn du's hörst, du weißt ja nicht,  
 Was ihnen stört die Ruh;  
 Du hast ein Herz, du hast ein Herz,  
 Doch weißt du nicht wozu.



## Die barmherzige Schwester.

Der Wind weht über die Haide her,  
Dort schalten die Schwerter frei,  
Dort wandeln die Lanzen roth umher  
Im bluf'gen Todesturnei.

Das Mägdlein am Fenster lauschend steht  
Und horcht auf die wilde Weis';  
Und wenn der Wind durch die Haide geht  
Dann faltet die Hände es leis'.

Ihm blühen die Wangen vom Beten so roth,  
Ihm stehen die Augen voll Licht,  
Gott waltet über Leben und Tod  
Und Gott, den fürchtet es nicht.

Da klagt es leise und wimmert bang'  
Vor des einsamen Häuschens Thür  
Und blutig, mit todesbleicher Wang'  
Kniet ein sterbender Krieger dafür.

Sein junges Gesicht ist so müde und blaß,  
Und es trieft sein lockiges Haar,  
Und es tropft und träufelt sein Blut in's Gras,  
Und hinter ihm ruft die Gefahr.

So lockig sein Haar, und so jung sein Gesicht  
Und so dunkel und groß in der Pein  
Die Augen, mit denen er flehend spricht:  
Und das Mägdlein läßt ihn herein.

Und der Kampf vertobt in die Ferne hin  
Und die Haide wird still wie zuvor.  
Und die Zeit vergehet und Blumen blühen  
Aus den Gräbern des Schlachtfelds hervor. —

Da öffnet sich wieder des Häuschens Thür  
Und über die Schwelle tritt  
Den Stab in Händen der Jüngling für,  
Und leicht und frisch ist sein Schritt.

Es blühen ihm die Wangen, es lacht sein Mund,  
Es wallt sein lockiges Haar,  
Er lag zum Tod und ist worden gesund  
Und aus ist Noth und Gefahr.

Im einsamen Kämmerlein aber steht  
Das Mägdlein traurig und blaß  
Und spricht sein altes, frommes Gebet  
Und die Augen werden ihm naß.

Sie hat ihn getragen und hat ihn gepflegt  
Und sie faltet heimlich die Händ',  
Sie hat ihn im Herzen, im Herzen gehegt  
Und jetzt ist Alles zu End'.

Mit dem Tod zusammen ließ sie ihn ein,  
Jetzt geht er mit lachendem Blick,  
Und mit dem Tode allein, allein  
Geblichen ist sie zurück.

Jetzt blühen die Wangen ihr nimmer roth  
Ihr Aug' ist vom Weinen so trüb',  
Gott waltet wohl über Leben und Tod,  
Doch neben ihm waltet die Lieb'!

## Soldatengebet.

Setz' aufrecht mich in's Feld, mein Bub',  
Mein Stründlein ist nicht weit,  
Nimm mir den Helm vom Haupt und tritt  
Ein Weilschen auf die Seit'.

Und eines Vaterunfers lang  
Dann wend' dich wieder her  
Und drücke mir die Augen zu  
Und gräm' dich nicht zu sehr.

Dann nimm sie Alle, die ich schlug  
Und trage sie zu Haus'  
Und thürm' sie über meinen Leib  
Zum Todtenhügel auf.

Und in die Brust des Letzten stoß',  
Daß es als Kreuzlein rag',  
Mein Schwert und kniee nieder dann  
Und sprich, wie ich dir sag':



Herr Gott, er war ein Reitersmann  
Und arg in That und Red',  
Er trank wohl einen langen Zug,  
Doch kurz war sein Gebet.

Du wirst ihm thun nach deiner Macht,  
Und seiner Schuld und Sünd',  
Nur laß ihn sein, so dir's gefällt,  
Wo seine Feinde sind.

~~~~~

Ich wollt', ich könnt' dein Herz belauschen.

Ich wollt', ich könnt' dein Herz belauschen,
Wenn ungesehn und heimlich bunt
In seiner Tiefe die Gedanken
Wie Fischlein gehn am Quellengrund,
In dunkler Nacht, wenn stille Bilder
Lebendig in ihm auferstehn
Und seine Wünsche auf der Leiter
Des Traumes auf- und niedergehn.

Und was es klopft und was es sehneth
Ich schloß' es treulich in mein Herz,
Und was es weint und was es seufzet,
Ich leg't's zu meinem eignen Schmerz.
Und ging dann hin und thät' mir schneiden
Zum Wandern einen Stab im Feld,
Und ging, das Glück für dich zu suchen,
Hinaus in Gottes weite Welt.

Und spürt' ihm nach auf allen Wegen
Und wollt's erkämpfen treu und recht,
In harter Arbeit es erfröhnen
Demüthig als leibeigner Knecht;
Und wär's dem Himmel abzubitten,
Ich kniete hin mit heißem Flehn, —
Und wär's ein Herz, das zu gewinnen,
Ich wollt' es werben für dich gehn.

Und hätt' ich all' dein heimlich Sehnen
Und all' dein Träumen dann erfüllt,
Und jeden Gram von dir genommen
Und jede Thräne dir gestillt:
Dann wollt' ich gehn aus deinem Wege
Und fliehn dein Antlitz ewiglich,
Um nicht zu sehen, wie du fröhlich
Und glücklich sein kannst ohne mich!

Der Thorwart.

„Wer pocht?“ Der Wächter am Thor erwacht,
„Wer bist du draußen in Wetter und Nacht?“

„Thu' auf, o Thorwart, es regnet so sehr,
Komm weiten Weg's durch die Felder her,

Und bin ein armes, verlaufenes Kind
Mutterseelenallein in Wetter und Wind.“

„Und warst du nicht da als das Thor ich schloß,
Sei der Wolf jetzt im Felde dein Schlafgenoss“,

Ich thu' zu dieser nachtschlafenden Zeit
Nicht auf und poch'st du in Ewigkeit.“

Und grollend schlummert er wieder ein —
Der Regen draußen tropft auf's Gestein,

Und der Wind im Felde bricht Strauch und Baum,
Da pocht's ihn wieder aus Schlaf und Traum.

„Thu' auf, o Thorwart, thu' auf, thu' auf!
Mir schwanke die müden Füße vom Lauf,

Bin wiedergekommen, denn weit und breit
Kein Weg, kein Steg in der schaurigen Haid.“

„Und kamst du und liefst dich heiß durch die Nacht,
So gehe zurück jetzt bedächtig und sacht,

Ich schließ' nicht mehr auf und wacht' ich am Thor
Des Himmels und stünd' deine Seele davor.“

Und wie er geschworen und wie er geflucht,
Der Schlaf sein Augenlid wieder sucht,

Und draußen der Regen lautströmend fällt,
Und der heulende Wind durchstößt das Feld.

Da horch, zum dritten, es täuscht ihn nicht,
Ein Stimmlein draußen am Thore spricht:

„Ich bin es, Thorwart, die Nacht war so kalt,
Es regnete rings auf Haide und Hald’,

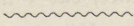
Und war nur ein Kind und du ließ’st mich nicht ein,
Da bin ich geworden ein Engelein.

Und bin nun gekommen auf Gottes Gebot
Zu pochen, zu pochen dir deinen Tod!“

Guter Rath.

Wenn Gott dir eine Freude gab,
Trag' nicht zum Markt dein Glück,
Und brach er dir des Leidens Stab,
Duld' schweigend dein Geschick.

Denn was dir wohl und weh gethan,
Sie kümmert's Alle nicht,
Sie sehn dich mit den Augen an,
Ihr Herz erkennt dich nicht!



Herzensjubel.

Was pocht mir an's Herz, was klingt mir im Ohr,
Was läutet in meinen Gedanken,
Was tastet und blühet an mir empor
Wie spielend umschlingende Ranken?

Es singt mit den Vögeln in Lüften hell,
Es kommt mit dem Winde gezogen,
Es hüpfet und tanzt auf dem Wiesenquell,
Es schifft auf den blauen Wogen.

Ich glaube, ich glaube, das Glück, das Glück
Ist der Haft des Himmels entronnen
Und tanzt und singt auf der Wanderschaft
Im fröhlichen Lichte der Sonnen.

Und wer es hört singen den Weg entlang,
Dem blühen die Thäler und Hügel,
Und wen es thut streifen auf seinem Gang,
Dem regen im Herzen sich Flügel.

O, wer es zu greifen, zu fangen verständig,
Und wer es dann wüßte zu halten
In tiefer verschwiegener Brust und fromm
Die Hände darüber zu falten!

Er ist niemals wiedergekommen.

Ob er kommt, ob er kommt? Ich will warten still
Und mein thörichtes Herz nicht mehr fragen,
Will warten und beten und weinen still
Und die Liebe bei Gott nicht verklagen.

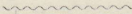
Und würd' er nicht kommen, es könnten umher
So fröhlich die Blumen nicht stehen,
Und es könnten die Vöglein, die arglosen, nicht
So treu in die Augen mir sehen.

Wo er bleibt, wo er bleibt? Ueber's Feld schon gehn
Die Schatten des Abends, es dunkelt,
In der Thräne auf meiner gefalteten Hand
Ein Sternlein vom Himmel schon funktelt.

Ich kann nicht mehr beten, mich foltert die Angst,
Mein pochendes Herz thut mir wehe,
Die Stunde verrinnt und die Ferne bleibt leer
Und er weiß, daß ich wart' und vergehe!

Wo er blieb, wo er blieb? Es begannen im Wald
Die Blätter im Nachtwind zu beben,
Der Nebel stieg höher und höher im Thal,
Doch ich wollte mich Gott nicht ergeben.

Hab' immer gehofft noch und immer geharrt
Bis die Sterne am Himmel verglommen,
Da sangen die Vöglein und Alles war aus:
Er ist niemals wiedergekommen.



Du seltsam Menschenkind.

Du irrst so bang vor deinem Gott
Im Leben hin und her,
Du seltsam, seltsam Menschenkind
Und fürchtest dich so sehr.

Und wie du irrst, das Stündlein kommt,
Allda der Tod dich stellt,
Und keuchend und im wilden Kampf
Gehst du aus dieser Welt.

Die ew'ge Liebe aber trägt
Dich auf zum Himmel dann,
Und du erwachst und Engel siehn
Umher und sehn dich an.

Und lächeln still und wischen dir
Den Angstschweiß von der Wang'
— Du seltsam, seltsam Menschenkind
Was warst du doch so bang'?

War so leicht mein Blut.

War so leicht mein Blut, war so jung mein Muth,
Schlug mein Herz empor wie mit Flügeln,
War mein Sinnen so rein und mein Sorgen so klein,
Wußt' nichts von Grübeln und Klügeln.

Wie bin ich doch jetzt so müde gehezt,
So matt vom Ringen und Jagen,
Vor Kummer so klug und muthlos genug,
Und mehr als gut ist zerichlagen.

Mir ist's wie ein Traum, ich entsinne mich kaum,
Meine Jugend ist hingegangen,
Wie ein schweifendes Kind mit den Haaren im Wind,
Das im Walde verloren gegangen.

Abendwölkchen.

Es zieht ein Abendwölkchen
Einsam am Himmel daher,
Eine Wanderinsel des Lichtes
Treibend auf Gottes Meer.

Die Strahlen der Sonne rudern
Sie lautlos im blauen Raum,
Es spielt an ihren Gestaden
Des Lichtes goldener Schaum.

Mir ist, es töne ein Singen
Herab aus der funkelnden Höh',
Und weiter und weiter treibt sie
Hinaus in die himmlische See.

Waldesstille.

Wer stand im tiefen Wald allein,
Allein mit seinem Träumen,
Und über ihm hoch oben ging
Ein Rauschen in den Bäumen?

Ein Rauschen heimlich wunderbar,
Als käm' in langen Wogen
Aus unbekannter Gottesfern'
Des Himmels Fluth gezogen.

Und unten dämmerte der Wald
Im Zwielficht stillerweise,
Entschlafen standen Haid' und Moos
Und Farrenkraut im Kreise,

Und Alles war so mährchenstill
Als lägst du schlummertrunken
Tief auf des Zeitmeers stillem Grund
Verschollen und versunken.

Himmelsfenster.

Das Feuer des Tages brannt' nieder,
Des Abendroths Schimmer ging aus,
Es dunkelt und Alles schläft nun
Im einsamen Himmelshaus.
Nur von den Sternen dort oben
Da geht ein seliger Schein,
Als blick' durch die Fenster des Himmels
Das Licht des Jenseits herein.

Ich kann meine Augen nicht wenden
Von den schillernden Fensterlein,
Mir ist, als winke mir heimlich
Dort oben der selige Schein,
Als sollte ich stille hinausgehn
Zum Weltenhause und sacht
Die Thüre hinter mir zuziehn,
Daß Niemand davon erwacht.

G e s i c h t.

Wer mit der Beute eines Glückes jubelnd
In stiller Einsamkeit schon niedersaß
Und wie ein Kind, ein selig freudetrunknes,
Die weite Gotteswelt um sich vergaß,

Dem ist, ich weiß, ob er es selbst vergessen,
Und ob er sich's zu deuten nie gewußt,
Ein Wunder in der Stille dort begegnet,
Deß lebt ihm noch ein Mahnen in der Brust.

Ihm war, dem Glückesjubelnden, es lichte
Vor seinem trunknen Blick sich die Natur,
Und still, wie Schatten an der Wand des Himmels,
Verwehten die Gebilde ohne Spur.

Und eine Klarheit wurde allermwegen
Stillfluthend, und er sann und wußte nicht,
Ob sich der Himmel auf die Erde senkte,
Ob sich die Erde hob in's Himmelslicht.

Und in der stillen See, die ihn umträumte,
Da tauchten sonnenglänzend allerwärts
Wie Eilande empor die Erdenflecken,
An denen einst geankert ihm das Herz.

Die stille Flur, da er gespielt als Kindlein,
Der grüne Haag, in dem er träumend stand,
Der Berg, von dem er in die Ferne schaute,
Das Haus, darin er seine Liebe fand.

Und selig, selig auf dem Meer des Lichtes,
Als trügen Engelsflügel ihn dahin,
Als thät' sein Herz mit leisem Schlag ihn rudern,
Wie ein Gedanke leicht fühlt' er sich ziehn.

Vergessen war die Arbeit seines Lebens,
Am Weg vergessen war das alte Leid,
Fern am versunkenen Strand, den er verlassen,
Lag seines Leibes erdenstaubig Kleid.

Er sann nicht nach, er suchte keine Deutung,
Sein Herz begriff in sel'ger Gläubigkeit,
Und offenbar ward seiner Kinderseele
Das Wunder Gottes und der Seligkeit.

~~~~~

## Urwähler.

Zur Zeit des alten deutschen Reichs  
Da gab's im Berg'schen Land  
Ein' gute Stadt, hieß Hardenberg,  
War männiglich bekannt.

Dort galt's von altersher, daß wenn  
Ein Schöppe lobesam  
Mit Tod verfahren, oder wer  
Im Rath zu sterben kam,

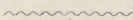
Des Ortes Väter alsobald  
Hinsäßen frei und frisch  
Und legten ihre guten Bärt'  
Im Kreise auf den Tisch,

Und wer der älteste war im Rath,  
Der griff in sein Gewand  
Und nahm in aller Unschuld dort  
Ein Thierlein sich zu Hand.

Und legt es mitten auf den Tisch  
Und fiel auf den die Wahl,  
In dessen Bart am Ende sich  
Das Schicksalsvöglein stahl.

Mich dünkt, es war das Wohl der Stadt  
In guter Pfleg' und Gut,  
Und litt die Wahl nicht viel dabei:  
Der Eintracht that es gut.

Doch wir sind klug zu Tage heut'  
Und taub für jede Lehr',  
Und thäten's auch die Thierlein noch  
Die Unschuld thut's nicht mehr.





## Das Kinderange.

---

Wenn's ein Gebild' auf Erden giebt,  
Seitdem die Welt verwaist,  
Das noch im Antlitz ungetrübt  
Sein Himmelszeichen weist,

So ist's das Kind, des Menschen Kind,  
Das, fremd und ohne Laut,  
Bom langen Schlaf der Zeitennacht  
Noch trunken um sich schaut.

Es liegt ein Sinnen räthselhaft,  
Ein Träumen wunderbar  
In diesem Aug', so tief und still  
Und doch so rein und klar.

Ein lächelnd Schau'n, da Niemand sieht,  
Ein heimliches Verstehn,  
Als wie von sel'gen Stimmen, die  
Im Himmel oben gehn.

Und wem ein Blick aus diesem Aug'  
Still weilt im Angesicht,  
So prüfend tief, so sinnend groß,  
Fast wie ein still Gericht;

Und wär' er stolz und wär' er klug,  
Und wär' sein Herz nicht gut,  
Und wär' er böß' in seinem Wort  
Und an der Hand ihm Blut;

Es wird das Herz sich regen ihm  
Und sinnend wird er gehn;  
Denn aus dem hellen Kinderaug' —  
Hat Gott ihn angesehen.

---

## Keinen Mann!

---

Drei Dirnlein standen am Wasser  
Die schwenkten die Rinnen sink  
Und fangen mit nassen Händen  
Trotz Perche, Amsel und Fink'.

„Hört auf, ihr Vögel, ihr losen,“  
Am Ufer der Bäter steht,  
„Hört auf und horcht, ob mein Stücklein  
Nach Sinn und Weise euch geht.

Ich weiß nicht weit einen Knaben,  
Der möchte mein Eidam sein,  
Der nähm', der arme Betrogne,  
Sich eine wohl von euch Drei'n.

Und daß ich wisse nun, welche  
Am heißesten von euch nimmt,  
Die hab' ihn, welcher die Hände  
Am eh'sten trocken jetzt sind.“

Da that die älteste züchtig  
Die Hände in ihren Schooß  
Und rieb sie unter der Schürze —  
Wohl aus Verlegenheit blos.

Es legte die zweite fittig  
Die Hände sich auf's Gesicht  
Und hauchte hinein jungfräulich,  
Zu sprechen wagte sie nicht.

Die dritte aber, die jüngste,  
Erzürnete gar sich haß  
Und schlug schier wild mit den Händen  
Und schrie ohne Unterlaß:

„Keinen Mann! Keinen Mann!“ Und siehe  
Da wies es sich aus am End',  
Daß der erzürnten Unschuld  
Zuerst getrocknet die Händ'.

---



## Der kleine Geisttänzer.

---

„Du sollst mir nicht dreinsehn so traurig und blaß  
Du verwünschter Bube! und höre,  
Wenn du noch einmal vom Seile fällst,  
So setz es Hiebe zur Lehre!

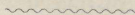
Du treibst mir die Leute vom Platze weg  
Mit deinem Jammergesichte,  
Und die freischenden Weiber sehn mich an,  
Als säßen sie mir zu Gerichte.“

„Ach Meister, ach Meister, ich bin so bang'  
Allein in der schwindelnden Höhe,  
Mir schlägt das Herz so sehr und mir thun  
Die Füße vom Springen so wehe.

Und wenn dann von unten herauf zu mir  
Die zürnenden Worte dringen:  
Pfei über das feile Mutterherz,  
Sein Kind dem Tod zu verdingen;

Dann werden die Augen mir dunkel und trüb'  
Und ich muß an mein Mütterlein denken,  
Das sich um sein entlaufnes Kind  
Daheim thut härmen und kränken,

Und habe nicht Acht, ob das Seil mir fehlt,  
Und möchte mich fallen lassen;  
Mir ist, als müßte sie unten stehn  
In die Arme mich aufzufassen."



## Die Spinnerin.

---

„Ach Meister Schreiner, seht her, sehr her,  
Was meinem Mädchen geschehen,  
Jetzt drehen die Axen sich nimmermehr,  
Und das Trittbret will nicht mehr gehen.

Und wie es gekommen, ich weiß es nicht,  
Mein Liebster stand hinter dem Stuhle  
Und in der Kammer war wenig Licht,  
Da stockte plötzlich die Spule.“

Und lächelnd bessert's mit Müß' und Fleiß  
Der Meister nach ihrem Verlangen,  
Da kommt sie bald mit Wänglein heiß  
Des Weges wieder gegangen.

„Ach seid' nicht böß', daß ich's wieder bin,  
Ich weiß nicht, wie es gekommen,  
Mein armes Mädchen ist wieder hin,  
Will nichts ihm helfen noch frommen.

Er war gegangen, da weint' ich sehr,  
Konnt' schier vor Thränen nicht sehen  
Und spann, und spann und mein Herz war schwer,  
Da ist das Unglück geschehen."

Und über die Brille schaut' sie an  
Der Meister mit stillem Sinnen  
Und bessert das kranke Mädchen dann,  
Und sie läuft zum andern von hinten.

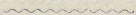
Und lange Zeit geht darüber hin  
Und der Meister hat unterdessen  
Das Mädchen zusammt der Spinnerin  
Bei seinem Tagwerk vergessen.

Da tritt sie wieder ganz leif' einmal  
Zu ihm herein in die Kammer  
Und ihre Wangen sind blaß und fahl,  
Als nagte an ihnen der Jammer.

Und legt ihr Mädchen zur Erde sacht,  
Weil's eben nicht mehr kann stehen,  
Hat auch der einzelnen Stöcklein Acht,  
Und wendet sich dann zum Gehen,



Und sieht an der Thür noch einmal sich um  
Die Blicke thränenverglommen,  
Und nickt dem Meister zum Abschied stumm —  
Sie ist nicht wieder gekommen.



## Der starke Walter.

---

Herr Walter war ein Ritter frank  
In allem Kampf erfahren,  
Dazu war er von Leibe lang  
Und wild von Bart und Haaren.  
Er trug ein wüchtig Eisenkleid,  
Ein Schwert an seiner Lenden  
Und wen er schlug, dem war es leid,  
Denn er war stark von Händen.

Da wandt' ihm Gott nach seinem Rath  
Den Sinn vom blut'gen Streite,  
Er zog sein Rüstzeug aus und that  
Das Schwert von seiner Seite;  
Und baaren Haupts, demüthiglich  
An heil'ger Klosterschwelle  
Gelobt' er sündenreueig sich  
Dem Herren als Gefelle.

Da kniete er im Betſaal nun  
 Und übte ſeine Hände  
 Mit allem Fleiß in frommen Thun,  
 Daß Gott ihn recht erſände,  
 Und ſprach der Mönchlein Sprüche nach,  
 Und that wie ſie ihn hießen,  
 Und war nicht ſäumig Nacht und Tag  
 Und ließ ſich's nicht verdrießen.

Da brachen in des Kloſters Hut  
 Einſt böſe Raubgeſellen  
 Und thaten ihren argen Muth  
 In Cöller und in Zellen.  
 Sie hauſten ſchlimm nach ihrem Brauch  
 Umher im Gotteshauſe  
 Und ſtürmten heuteſuchend auch  
 In Bruder Walters Klaufe.

„Hei, wollt ihr breite Schultern ſehn,  
 Schaut's Mönchlein auf der Erden,  
 Der mag des Kleides müßig gehn  
 Und ſiech darum nicht werden!“

Und spottend zerrten sie das Kleid  
Vom Leibe ihm behende,  
Er kniete still und sah beiseit,  
Ihm zuckten nur die Hände.

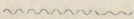
Und höhrend stand die wilde Schaar  
Umher, sie thät's verdrießen,  
Daß er nicht bang', nicht zornig war,  
Sie stießen ihn mit Füßen.  
Herr Walter ließ sich's irren nicht,  
Er sprach sein pater treulich,  
Nur war er roth im Angesicht  
Und betete gar eilig.

Da faßte Einer wildgemuth,  
Dem es zu lange währte,  
Des Mönches Kreuzlein kurz und gut  
Und warf es auf die Erde.  
Herr Walter stand von Knien auf,  
Sein Sprüchlein war zu Ende,  
Macht still des Kreuzes Zeichen drauf  
Und ballte dann die Hände.



Und schlug! „Hui, Mönchlein, sieh dich vor!“  
Der eine setzt' sich nieder,  
Der Andre legte sich auf's Ohr,  
Doch auf stand Keiner wieder.  
Herr Walter aber säumte sich  
Nicht viel mit müß'gen Reden  
Und schlug sie Alle säuberlich  
Mit einem Schlag Bedweden.

Und als mehr Keiner aufrecht stand  
Sein Beten zu gefährden,  
Herr Walter hob mit ruh'ger Hand  
Das Kreuzlein von der Erden.  
Kniet' hin und schlug an seine Brust  
Sich Gott wie's ziemt zu nah'n  
Und athmete nicht schneller just,  
Als wie er sonst gethan.



## Frühlingsvögel.

---

Was hör' ich draußen im Sonnenschein  
Für fröhliche Weisen erklingen?  
Grüß' Gott, ihr wanderndes Spielmannsvolk  
In bunten Wämslein und Schwingen.

Ihr seid die Musikanten beim Fest  
Der tanzenden Bächlein und Quellen  
Und spielt zum Springen der Knospen auf  
Zum lustigen Tummeln der Wellen..

Und wie ihr spielet, es hüpfet mein Blut  
Mit den Brunnlein draußen im Walde;  
Und still und selig blühet mein Herz  
Mit den Blumen der sonnigen Halde.

---

## F e r g u s.

### 1.

Des letzten Römerschiffes Segel war  
 Nach Süden hin verschwunden in den Nebeln  
 Der See, die Wagenburg der Legionen  
 Lag abgebrochen an des Nordens Strömen,  
 Und wie ein grollend Meer rückfluthend hatten  
 Die Männer mit dem kurzen Schwert den Boden  
 Der Welt geräumt. Doch von den eh'rnen Klauen  
 Der Sonnenadler aufgeschlagen lag  
 Der Leib der Welt; die Pflugschaar der Geschichte  
 War der Cohorten Phalanx über's Feld  
 Der Erde schollenbrechend hingegangen,  
 Und tiefe Gassen führten durch die Völker  
 Vom Mittage bis in die Mitternacht;  
 Bezwungen war die Welt von Meer zu Meere,  
 Und hoch im Schnee des Nordens, wo die Fährte  
 Des Krieges endete, lag unterm Markstein  
 Des Weltreichs, unterm Pictenwall begraben  
 Der Freiheit Hühne. —



Doch kein Kampfruf scholl,  
 Kein Schwertgetöse klang mehr durch die Länder;  
 Still wie ein ungeheures Schlachtfeld lag  
 Der Norden. Schüchtern trat der Wildniß Sohn,  
 Nach Süden horchend, an den Rand der Richtung,  
 Er schritt, der Spur der Legionen folgend,  
 Bis an des Meeres einsames Gestade;  
 Doch Alles schwieg umher. Er hörte nicht,  
 Wie man die Weltstadt brach von ihren Hügeln  
 Und wie der Geist der Zukunft auf der Straße  
 Der Römer schritt. Denn aus den Wolken hatte  
 Gewalt'gen Griffes eine andre Hand  
 Erfast der Weltgeschichte treibend Steuer,  
 Am Holz des Kreuzes war das Christenthum  
 Gereift, und der Erlösung mächtig Wort  
 Trieb durch die Welt. —

Im Norden aber hoch,  
 Wo felsenstarrt die mitternächt'ge Küste  
 Hinausragt in die Nebel, lag ein Land,  
 Dahin der Fuß des Römers weltumwandelnd  
 Noch nicht gedrungen. Keine Straße führte  
 In seine Marken aus der Sonne Ländern,  
 Kein Wandrer trat, die Mähr der Fremde kündend,



In seines Volfes Hütten. Einjam lag's,  
Weit abgewandt vom Mittagsstrahl der Sonne,  
Die letzte Klippe der bewohnten Welt.

Der Nordmann aber stand mit späh'ndem Auge  
Auf seines Räuberschiffes hohem Bord,  
Wenn ihn von Abend her, gebognen Mastes  
Der wilde Meersturm trug. Er hörte nicht  
Die Fichte ächzen über seinem Kiele,  
Er sah das Segel nicht zerrissen flattern,  
Er fühlte nicht den kalten Arm der Woge  
Um seine Brust. Sein spähend Auge ging  
Von Fels zu Fels entlang die Küste Schottlands  
Der Möve nach, und in die wilde Fluth  
Hinaus ließ er sein brechend Fahrzeug treiben;  
Denn auf der weißen Klippe, die im Nebel  
Hochragend aufstieg über Dunstaffnage,  
Da hauste Alpin's Sohn, der Skotenkönig,  
Und seine Hände waren roth von Blut.

Und in der hohen Halle seiner Burg  
Saß König Fergus. Ueber seinen Schild  
Gebogen saß er da, ein grauer Krieger.  
Lang wie der Schatten, der am Abend fällt,

Lag hinter ihm der Pfad, den er gegangen,  
 Und seines Lebens Sonne stand am Meer.  
 Wohl mocht' er alt sein! Wie das Moos der Tanne  
 Weiß war sein Bart, zur Erde neigte sich  
 Stillträumend seine Stirne, und am Schwerte,  
 Vom langen Kampf erstarrt, war seine Hand.  
 Denn eine mächt'ge Schlacht war es gewesen,  
 Die er gekämpft in des Jahrhunderts Feld.  
 Wie Meereswogen waren Volk um Volk  
 Die Söhne Nordens an sein Land gestiegen,  
 Der Todten Kinder waren wider ihn  
 Erstanden mit dem blut'gen Vaterschwerte,  
 Und immer hatte sich die Haide wieder  
 Geschlossen über seines Schwertes Leichen,  
 Und immer wiederkehrend hatten sich  
 Die Jahre auf sein graues Haupt gesenkt.  
 Da saß er still in seiner Väter Halle,  
 Und Schweigen war um ihn. Am Speer gebogen  
 Umstanden ihn die Krieger seiner Jugend,  
 Und blickten finster auf die grauen Haare  
 Des alten Völkerbändigers herab.  
 Die Hand war lahm, die Schottlands Siege kämpfte,  
 Die Lanze rostete, das Schwert verdarb,  
 Kein Segel blühte mehr an Nordens Fichten,  
 Der Krieg war todt und König Fergus schlief.

Da horch! die Halle tönte plötzlich auf!  
 Ein Männerſchreiten und ein Waſſentönen!  
 Und tiefaufathmend ſtand ein hoher Krieger  
 Am Throne: „Alpin's Sohn, ſteh' auf, ſteh' auf!“  
 So ſcholl ſein mächtig tönend Wort in's Schweigen  
 „Die Schlachtenmuſchel ruft an deiner Mark.“  
 Und wie er's ſprach, und wie's vom ſtillen Bogen  
 Der Halle laut und mahnend wiederklang:  
 Da zuckte Leben in die ehernen  
 Geſtalten. Waſſenklirrend richteten  
 Sie ſich am Speere auf, und Ruſ an Ruſ  
 Und Wort an Wort begann es ſtimmenwogend  
 Zu kreifen auf der alten Königsburg.  
 Und weiter kündete des Kriegers Wort:  
 „Die Hirten aus dem Süden, von den Grenzen  
 Britanniens erzählen Schreckensmähren  
 Von einem neuen mächt'gen Kriegervolke,  
 Das an der Picten Mauer ſich gezeigt.  
 Man hört, ſo künden ſie es, in der Stille  
 Des Morgens, wenn der Wind vom Mittag weht,  
 Das Schlachtgeſöſ', und wenn man bei der Nacht  
 Das Grenzgebirge ſüdwärts ſchau'nd erklimmt,  
 Sieht man die Berge und die Thaleswände  
 Des Nachbarlandes hell im Feuer ſtehn.“



Und aufrecht stand er da am Speere bäummend  
 Der Skoten greiser Fürst auf Dunstassnagel.  
 Hoch aufrecht wie ein Graberstand'ner Hühne,  
 Der, aufgewacht in dunklem Todesdach,  
 Das Bett des Rasens über sich geworfen,  
 Wildblickend, gliedermächtig stand er da:  
 „Der Feind! Ich fühl' die Kraft der Jugend wieder  
 In meinen Gliedern mächtig. Wie der Schnee  
 Vom Bergesgipfel, wenn der Frühlingsvogel  
 Entlang dem Meere Nordens singend kommt,  
 Von meinem Haupte weicht die Last des Alters,  
 Und ich erstark' wie meiner Jahre Sohn!  
 Ruft alle Schwerter bloß, schreit in die Hütten,  
 Werft Feuer in die Herzen, höhnt die Helden,  
 Die Welt soll zitternd mich noch einmal sehn.“  
 Und horch, und horch! So rauscht im Sturm die Brandung  
 Des Meeres nicht. Das war kein Wettergrollen!  
 Mit Menschentritten und mit Menschenstimmen  
 Kam es heran, und immer näher kam es  
 Wie eine Sturmfluth wachsend durch die Haide,  
 Und plötzlich weit auffuhr das Thor der Halle.

Und Mann an Mann gedrängt wälzte sich  
 Lautbrüllend eine mächt'ge Menschenwoge  
 Herein. Des Fergus Krieger Speer an Speer!



Warf sie die Schlacht schon aus, ging schon siegwüthend  
 Der Feind auf ihrer Spur? Und lauter brauste  
 Es in den Reihen und die Speere schwankten,  
 Und plötzlich theilte sich die Menschenfluth  
 Und sieh, ein Krieger trat hervor, am Strang  
 Des Bogens einen Menschen nach sich schleifend,  
 Wild schreitend zerrte er ihn hinter sich  
 Einher, wie ein gefälltes Thier des Waldes,  
 Und grimmig lächelnd zu des Königs Füßen  
 Stürzt er ihn auf des Thrones Stufen hin:  
 „Ich fing ihn irrend in des Südens Wäldern  
 Da er verschmachtend in der Wildniß ging.“  
 Und murmelnd drängten sich die grauen Krieger  
 Herbei. War das der Feind, der schreckliche,  
 Der mordend nahte aus des Südens Ländern?  
 Und langsam unter ihren wilden Blicken  
 Aufrichtete sich der Gefangene.

Das aber war nicht eines Kriegers Leib!  
 Das war kein Kämpfer gegen Nordens Söhne  
 Zu stehn im ringenden Gewühl der Schlacht!  
 Schwach und gebrechlich mit des Weibes Gliedern,  
 Ein härenes Gewand um seinen Leib,  
 Geschlagen, wehrlos stand er da, die Hände  
 Im Kreuz gefaltet über seiner Brust.

Und Blut rann über seine Stirne nieder,  
 Und tropfte auf des Bodens Stein herab.  
 Ihn hatte keines Kriegers Weib geboren,  
 An welchem fernen Meer sein Volk auch saß!  
 Wo aber kam er her? Wer war der Fremdling  
 Im Kleid des Friedens? Welche Straße führte  
 Ihn durch die waffenlaute Welt herauf?  
 So blickt kein Mann, um den in finstrem Schweigen  
 Todsinne seine Feinde stehn, so lächelt  
 Kein Mensch, der sterben wird. „Wer bist du, Fremdling?“  
 Und wie es staunend von des Königs Lippen  
 Gefallen, sieh, da schien des Mannes Leib  
 Zu wachsen um die Höhe seines Hauptes,  
 Das Blut stand still auf seinem Angesicht,  
 Die Bogensehne barst von seinen Händen,  
 Und seine Brust klang auf gewalt'gen Laut's:  
 „Dir lügt dein Herz, o Fergus, Alpin's Sohn!  
 Kein Fremdling mehr am Herd des Menschen ist  
 Der Mensch.“ Und sieh, es war als ob ein Lichtstrahl  
 Sich auf das Haupt des Sprechers niederließ!  
 „Wer bist du, Mensch?“ Und Fergus Hände suchten  
 Das Schwert, „du bist kein Krieger Nordens, sprich,  
 Von welcher Küste trieben dich die Stürme  
 Der See herüber?“ Und des Königs Stimme  
 Erbehte als er's sprach. Und wieder trat

Das Wort gewaltig auf des Fremdlings Lippen:  
 „Ich bin der Krieger eines mächt'gen Volkes  
 Das seine Hütten in der Wüste Sand,  
 Und in des Poles Schneefeld baut: die Erde,  
 So weit sie reicht, sie ist mein Heimathland.  
 Erkenne mich! Ich bin der Königsbote  
 Von Land zu Land, von Thron zu Thron gesandt,  
 Der Kronen Gold zu sammeln von den Häuptern  
 Der Fürsten und den Stahl aus ihrer Hand.  
 Geborsten ist der Thron, auf dem du sitzt,  
 Gebrochen ist dein mächtig Siegerschwert,  
 Die Marken deiner Länder sind gefallen  
 Und wie des Meeres uferlose Fluth,  
 Den Himmel spülend, hat das Volk der Menschen  
 Sich ausgegossen durch der Erde Feld.“  
 Und lautlos, ohne Regung standen sie  
 Gebändigt, wie von unsichtbaren Armen  
 Im Kreis' umher die riesigen Gestalten,  
 Und mit des Raubthiers furchtsam scheuem Blick,  
 Das in der Wildniß Einsamkeit zu Boden  
 Gerungen, mit Entsetzen in das Aug'  
 Des Menschen aufblickt, starrten sie in's Antlitz  
 Des blassen Pilgers mit dem Donnerwort.  
 Und leise, wie die Menschen flüsternd reden,  
 Wenn über ihren Häuptern grollend sich



Das Wetter rüflet, klang des Königs Stimme.  
 „Du spottest, Fremdling, meines grauen Haars.  
 Ich hab' mit Völkern mancher fernen Länder  
 Gefämpft, ich hab' den Nordmann und den Dänen  
 An meinem Strand erschlagen und den Römer  
 Den Weltenzwinger habe ich gefällt;  
 Wo liegt das Land des Königs, der dich fandt? “  
 „Kein Fuß des Menschen und kein Auge hat  
 Ermessen seines Reiches Riesengrenzen,  
 Und stiegst du auf den höchsten Fels am Meer  
 Und blicktest um dich mit dem Aug' des Adlers,  
 So weit das Weltmeer seine Wogen wälzet,  
 So weit der Länder Nebelstreifen gehn,  
 Es ist sein Reich. Und höbst du deine Blicke  
 Zum Himmel, wo die ew'gen Feuer stehn,  
 Und könnt'st dein Aug' an ihrem Licht entzünden,  
 Daß es die Sternenbahnen wandern ging:  
 Du würdest sterben, eh' du in der Dede  
 Das letzte Himmelslichtlein aufgespürt,  
 Du würdest sterben und vergehn und hättest  
 Des großen Königs Marken nicht gesehn.“  
 „Bist du ein Barde? “ stammelte der König.  
 Und sieh, der Pilger richtete sich auf  
 Hoch und gebietend, wie ein Völkerführer,  
 Und streckte seine Hände gegen ihn:



„Ich bin der Barde, der dem Morgenrothe  
 Des nahenden Jahrhunderts voraus,  
 Ein donnernd Schlachtlid auf den Lippen, schreitet;  
 Ich schrei' die Völker auf von ihren Lagern,  
 Ich ruf' die Todten wach im Grabesschacht,  
 Ich schreite rufend durch das Haus der Erde,  
 Und rufend tret' ich in die Mitternacht.“  
 Da glitt das Schwert aus König Fergus Händen,  
 Entsetzenstarren Blickes saß er da,  
 Zurückgelehnt auf seines Thrones Sessel,  
 Und seine Lippe zuckte ohne Laut.  
 Und mit des Siegers mächtiger Gebärde,  
 Wenn er auf seinen todtgetroffenen Feind  
 Die Hand erhoben zutritt, trat der Fremdling  
 Auf Fergus zu: „So hör' das mächt'ge Lied,  
 Das ich entlang der Menschenländer singend  
 Gefommen bin die Welt herauf zu dir.  
 Es war die Nacht der Väterzeiten. Dunkel  
 Lag auf der Welt und tiefen Schlafes lag  
 Am Wüstenrande jenseits dieser Meere  
 Der Menschen traumbefangenen Volk. Da brach  
 Gewaltig von den Sternen eine Stimme  
 In das Jahrhundert. Um die Erde ging  
 Ein Zittern und der Menschenherzen standen  
 In bangem Schauer still, und Schweigen ward

Von einem Weltenufer zu dem andern.  
 Und als die Nacht zerstob im Sand der Wüste,  
 Sah man des Weltengeistes Spur.  
 Was er gesprochen aber war den Felsen  
 Tief eingegraben im Gebirg' und stand  
 Mit Flammenschrift am Himmel aufgeschrieben,  
 Und jede Lippe sprach es zitternd nach.  
 Da hoben sich die Hirten von den Knieen  
 Verklärten Aug's die Stirne lichtgekrönt  
 Und auf des Kreuzes Arm gelehnt, den Strahlen  
 Des Morgens und des Abends Schatten nach,  
 Dem Wandervogel folgend und den Wolken  
 Am Himmel zogen sie die Welt hinab.  
 Denn meiner Lehre Feuer sollt ihr tragen  
 So wahr des Geistes Wort, von Herd zu Herd,  
 Von Aug' zu Aug', bis in das Eis des Nordens,  
 Bis in der Kön'ge liebeskalte Brust."

Und wie das Wetter überm Meer verstummt,  
 Und in der Tiefe hört man noch die Wellen  
 Dumpsächzend gehn: so schwieg des Pilgers Stimme,  
 Und schwer im Kreise athmeten die Krieger.  
 „Der Schnee ist roth in deines Fußes Maal“  
 Anhebend wieder schwoll das Wort, das mächt'ge,

„Und auf des Meeres Wellen treibt erschlagen  
 Des Nordens Sohn. An's stille Thor des Friedens  
 Hast du des Kriegers blut'ge Art gesetzt,  
 Des Glückes fröhlich Haus hast du zerschlagen,  
 Und von des Herdes gottgeweihtem Stein  
 Hast du des Lebens heilig Menschenopfer  
 Gerissen in den Staub. So höre denn!  
 Und wie kein sterblich staubgeboren Wesen  
 War er zu sehn in seines Blickes Glanz.  
 „Die Welt hat sich gewandt im Schooß der Zeiten,  
 Versunken ist im Bruche des Jahrhunderts  
 Der Riesenschatten der Vergangenheit.  
 Und wie ein dämmernd Morgenlicht im Osten  
 Steigt an dem dunkelen Gestad' der Welt,  
 Den Mittag eines ew'gen Friedenstages  
 Zu rüsten, eine lichte Zukunft auf.  
 Das Schwert hat ausgeherrscht, die Bogensehne  
 Zersprang am Holz der Esche überm Herd,  
 Und auf des Schildes Stierhaut wiegt sein Kindlein  
 Das Weib des Kriegers lächelnd in den Schlaf.  
 Dein Schlachtschwert lege nieder, Fergus, Sohn Alpin's  
 Und deck' es mit dem Schilde zu, es naht  
 Lautsingend über's weite Weltmeer schreitend  
 Der Friede. Hörst du's jubelnd in den Lüften  
 Wie eine Schaar von Frühlingsvögeln wandern?



Hörst du, dumpfbrausend wie das Eis des Winters,  
 Der Vorzeit sturmgebroch'ne Scholle ziehn?  
 Und groß und still weit über die Gestirne  
 Neigt sich des Weltgeists sonnenhehres Antlitz,  
 Sein Aug' ist offen und er sieht herab:  
 Das Licht der Welten rinnt auf seinem Scheitel  
 Und still in weiten Flammenkreisen drehn  
 Die roll'nden Sonnen sich um seine Stirne  
 Und ein unendlich Schweigen ist um ihn.  
 Wirf deine Waffen weg, reiß dir vom Busen  
 Des Panzers Erz, und wie du sonst den Krieg  
 Von des Gebirges Scheitel mächt'ger Stimme  
 In deine Lande riesst, so rufe jetzt  
 Den Frieden und die Eintracht in die Hütten  
 Und in die Herzen deines Volks hinab.  
 Du bist der Schreck, du bist der Fluch gewesen,  
 Sei das Erbarmen, wirf dein Schwert von dir.  
 Und der du alle Küsten hast befahren,  
 Und alle Schätze auf dein Meeresschiff trugst,  
 Laß dich nun endlich landend in die Arme  
 Der Menschheit treiben und erkämpfe dir  
 Ein Wort des Segens, eine Dankesthräne  
 Als deiner langen Irrfahrt Siegerpreis.“  
 Da war's wohl still im hohen Saal der Kön'ge  
 Auf Dunstaffnage! Lautlos, Haupt an Haupt



Gedrängt, wie eine Schaar von hangen Hirten  
Im Wetter, standen Nordens Krieger da,  
Und über ihnen auf des Thrones Klippe,  
Des Lebens Farbe und Gebärde bar,  
Saß Fergus anzusehen wie ein Todter,  
Von dem des Grabes Rasen plötzlich borst.  
Und es war seltsam still umher im Saal!

Da horch! Es regten sich die Schilde wieder,  
Und zu des Thrones Stufen lief ein Murmeln,  
Und aus der Speere sturmbewegten Bäumen  
Hervor, in feinen Waffen rauschend, trat  
Ein Kriegergreis: „Hörst du die Männer, Fergus?  
Sie murren und der Krieg verlangt sein Recht.  
Gieb uns den Fremdling, daß ihn unsre Weiber  
Verhöhnend peitschen mit des Bogens Strang,  
Und seinem nah'nden Volke mag er künden,  
Wie Schottlands Held in seinem Grimme spricht.“  
Und mit des Echo's siebenfacher Stimme,  
Wenn es die Wölfin in den Bergen weckt,  
Klang es zurück aus Nordens Kriegerschaar.  
Gebrochen war der Zauber, der die Geister

Mächtig gebannet auf des Wortes Spur,  
 Und wie ein bandensprengend Ungethüm,  
 In seiner Wildniß Sprache redend, brüllte  
 Der eisentrog'ge Menschenknäuel auf.  
 Das war der Ruf, mit dem einst Fergus siegend  
 Geschritten durch die Felder seines Ruhms.  
 Das war der Ruf, mit dem er Erins Küsten  
 Beschritten und des Nordmanns Schiff zerschlug.  
 Wie fuhr er sonst wildblickend auf vom Mahle  
 Der alte Held, wenn über Schottlands Haide  
 Der Ruf der Schlachten männer sammelnd ging,  
 Wie streifte er den weichen Arm der Liebe  
 Kampfsjubelnd von sich ab und trug sein Antlitz  
 Naß von des Mädchens Thränen in den Feind!  
 Was sann sein Aug', was träumte seine Stirn?  
 Der Krieg saß wieder auf dem Markstein Schottlands  
 Und rief den alten Ruf in's Land, das Eisen  
 Ging wieder nackt einher im Sonnenlicht,  
 Die Bogensehne klang, die Muschel tönte,  
 Krieg war in Schottland. — Aber stumm und starr,  
 Verlorenen Blick's, als irrte seine Seele  
 In einer fernen Traumeseinsamkeit,  
 Blutlosen Angesichtes saß er da  
 Und hörbar kaum, wie eines Tiefentschlafenen,  
 Im Traume athmend hob sich seine Brust.

Und wieder trat ein Krieger aus den Reihen:  
 „Weit ist es zu den Grenzen deines Reichs.  
 Der Jäger, der in die Gebirge Nordens  
 Des Bären Fährte folgt, sieht Sonn' und Mond  
 Oft wechseln, und der wilde Schwan ruht aus,  
 Wenn er von einem Meer zum andern zieht;  
 Ich werd' die Muschel in den Bergen blasen  
 Und Feuer zünden lassen durch die Nacht.“  
 Das Wort verhallte wie der Ruf des Adlers  
 Im einsamen Gebirg und Fergus schwieg.  
 Und näher trat der Krieger auf ihn zu:  
 „Der Feind steht an den Marken deines Reichs,  
 Ich werd' den Schild im Thal des Clyde schlagen  
 Und deine Völker sammeln, Alpin's Sohn;  
 Du hörst mich nicht?“ Er hörte nicht, der Laut  
 Der Menschenstimmen traf sein Ohr nicht mehr.  
 Und um ihn her ward's plötzlich drohend still,  
 Das Murmeln war verstummt, und horchend standen  
 Die Krieger. Ihre Blicke hafteteten  
 Unheimlich leuchtend auf des Königs Antlitz,  
 Die Hände ballten sich am Schwert und grollend,  
 Wie Wetterstimmen, die von Wolkenrand  
 Zu Wolkenrand sich rufen, rollten Worte  
 Des Zornes durch das hallende Gemach:  
 „Soll Weib und Kind verderben unterm Schwerte,



Dieweil der König träumt in seinem Saal? "  
 Und näher wogte es und trat es,  
 Und enger ward der Kreis um Fergus Thron.  
 Da drängte sich, die Schwerter mit den Händen  
 Abwehrend mit verzweifelter Gebärde  
 Des Königs grauer Waffenträger vor.  
 Und mit gewalt'ger Stimme, wie am Lager  
 Des Schlafers, über dessen arglos Haupt  
 Die Flamme züngelnd geht, der Warner ruft,  
 Aus seiner Träume Arme ihn zu reißen  
 Aufschreiend rief er in des Königs Ohr:  
 „Dein eigen Volk ist wieder dich erstanden,  
 Die Schilde tönen, Fergus, hörst du nicht? "  
 Da sieh, da sieh! Da war's, wie wenn ein Wetter  
 Aus dunklem Wolkenriß ein Sonnenstrahl  
 Sich erdwärts senkt, und wandert durch die Thäler  
 Und auf der Hügel Rücken hin, und Tag  
 Wird's auf dem Weg, den er betreten hat  
 Und eilig, eilig kam sie durch die Reihen  
 Des Königs banges Kind, angstvollen Schrittes,  
 Schreckoffnen Auges, mit gerung'ner Hand.  
 Und wie sie schritt und wie sie kam, da sanken  
 Die Speere und die Schwerter, und es senkten  
 Die Stirnen sich, und eilend, eilend kam sie,  
 Und sieh, da stand sie an des Königs Seite



Und schlang die Arme schützend um sein Haupt.  
Fast wie ein Bote jenes großen Geistes,  
Deß Wort noch zitterte im Wiederhall,  
Wie eine Lichtgestalt war sie zu sehen,  
Die aus der Fremde einer andern Welt,  
Ein todtbedrohtes Menschenkind zu retten,  
Gerab geschwebt war in das Erdenthal.  
Doch ungesprochen fiel das Wort des Friedens  
Von ihren Lippen — langsam nieder sank  
Die aufgehob'ne Hand — ihr Blick erstarrte —  
Es war, als ob der Erde Schooß entwachsend  
Ein fremd Gebilde plötzlich wunderbar  
Getreten zwischen sie und ihre Welt.  
Sie sah nicht, wie der Krieger Reihen brachen  
Und wie sie flüsternd zu einander traten,  
Sie hörte nicht, wie ihre Waffen klangen,  
Wie ihrer Schritte ferner Schall verstummte,  
Sie fühlte nicht des Greises graue Locke  
Auf ihrer Wange spielen, fühlte nicht  
Des Vaters Athemzug an ihrer Brust.  
Am Aug' des Fremdlings haftete ihr Auge,  
An seinem Blick bezwungen hing ihr Blick. —

---

2.

Es war geschehn! An's Land gebunden hatte  
Der Krieg sein Schiff, und die Geschichte war  
An Nordens Küste waffenlaut gestiegen.  
Mit einem neuen Schlachtruf auf den Lippen  
War sie gelandet und sie trat einher  
Mit Siegerschritt, ein nie gesehen Zeichen  
Voraus den Völkern tragend, und die Erde  
Schwoll auf in Gräbern unter ihrem Tritt.  
Und aufgestört in fernen Einsamkeiten  
Erschienen neue Völker auf den Wegen  
Der Mitternacht und fremde Zungen riefen  
Sich an auf Nordens Moor. Da war das Schwert  
Das römerbändigende nicht mehr gut.  
Die Lanze splitterte am Stamm des Kreuzes,  
Und machtlos fiel die alte Keule Schottlands  
Auf's Haupt des Gottgewappneten herab.  
Und hingestreckt auf ihres Meeres Ufer  
Vom Kreuz erschlagen lagen Fergus Krieger,

Im Kampfe der Verzweiflung, des Entsetzens  
 Gefallen lagen sie, das Angesicht  
 Nach Norden hingewandt, wo Fergus Klippe  
 Im Nebel aufstieg über's blut'ge Meer.  
 Er aber stieg nicht nieder, seine Völker  
 Zu rächen, seiner Halle schweigend Thor  
 That sich nicht auf, und stillen Flügels kreiste  
 Der Adler um den Fels zu Dunstaffnaga.  
 Denn mit dem Speer im Herzen saß er drinnen  
 Der alte Held, wie ein verwundet Raubthier  
 Und schaute auf sein rinnend Blut herab.  
 Das Wort war groß in seiner Brust geworden  
 Es lebte und es regte sich.

Dem Kinde aber gleich, das am Gestade  
 Der wetterdunklen See, auf der im Sturm  
 Das Meererschiff ringt — der bunten Muschel nachspürt  
 Und hört den Todesruf des Schiffers nicht,  
 Und hört, entschlafen in der Lust des Spieles,  
 Durch seine stillen thalwärtszieh'nden Träume  
 Das Meer mit seinen Leichen grollend wandern,  
 Und weiß nicht, was es ist: — Ein Menschenkind,  
 Vor seines Schicksals ausgeworf'nem Loose,



Ein ahnend Weib, dem Wunder seines Herzens  
 Nachsinnend, träumte sie der Welt vergessen  
 Die Königsmaid, derweil ihr Volk verdarb,  
 Und hörte nicht den schweren Schritt des Krieges  
 Verderbend über Schottlands Haide gehn,  
 Und hörte nicht die Stimme ihres Volkes  
 Verhallen unterm Rasen allgemach.  
 Dem Blick des Fremdlings, seiner Stimme Lauten  
 Sann ihre Seele nach, ihm schlug ihr Herz  
 Und heimlich sehnend riefen ihre Wünsche  
 Den fremden Mann, den Feind des Vaterlands.

Er aber sah aus seinen Banden lächelnd  
 Empor zu seinem Gott. Ihm schwieg die Welt  
 Ein heilig Schweigen und die wilden Herzen  
 Der Menschen schlugen nicht in sein Gebet.  
 Er sah empor von Fergus stiller Klippe  
 Dem Pilger in der dunklen Wildniß gleich,  
 Der zu dem Sterne seiner fernen Heimath  
 Pfadsuchend aufschaut aus der fremden Nacht.  
 Und hoch im Lichte über dem Gestirne  
 Der Mitternacht sah er ihn strahlend wandern  
 Den Kreuzesgott, wie er sein Herz still blutend  
 In offner Brust um seine Welten trug.



Da gingen leise Schritte durch die Halle  
 Auf Dunstassnagen. Sie traten still und heimlich,  
 Sie nahen schüchtern und sie rasteten,  
 Als ob die Furcht sie zögernd schritt, als ob  
 Ein Herz mit ihnen horchend stille stünde.  
 Und leise athmend in der Halle Dunkel  
 Stand Fergus blasse Maid. Was trieb sie nun  
 Im öden stimmenleeren Haus des Königs?  
 Was stürte sie aus ihrer Mädchenklause  
 Mit scheuem Fuße in die Einsamkeit?  
 Und leise trat sie aus der Pfeiler Schatten  
 Und kam daher, wie ein bang' zitternd Kind,  
 Das einer fernen Zauberstimme Locken  
 Verlorenen Herzens in's Verderben folgt.  
 Da plötzlich rastete ihr Fuß am Boden,  
 Ihr Blick ward groß und ihre Brust ging hoch:  
 Im Licht der Halle stand er wieder da  
 Der fremde Mann mit seinem mächt'gen Lächeln  
 In wunderbarer Menschenmajestät.  
 Ihm gleich kein Mann in ihres Vaters Reichen,  
 Ihm gleich kein Mann in Nordens weitem Gau,  
 Ihm gleich kein Mensch, der an der Brust des Weibes  
 Die Sterblichkeit getrunken und den Tod.  
 Und näher immer trat das Heidenmädchen  
 Und stand und sah ihn an. Wie seltsam tief

War seiner Augen Blick! Was mocht' er schauen  
 Im leeren Raum des Himmels über sich?  
 Was mocht' es sein, daß ineinander fassend  
 Sich seine Hände hielten? Und es regte  
 Auf seinen Lippen sich so wunderbar,  
 Als sprächen sie mit einem frommen Hörer  
 Die Sprache einer unbekannten Welt! —  
 Da klang es furchtsam leise neben ihm,  
 Und zitternd stahl sich eine Menschenstimme  
 In sein Gebet: „Was sinnst du, fremder Mann?  
 Wie eines Kummervollen geht dein Gang  
 Durch meines Vaters Hallen und zum Himmel,  
 Wie eines Träumenden hebt sich dein Blick.  
 Denkst du des Vaterherdes in der Ferne,  
 Sinnst du den Liedern deiner Heimath nach?  
 Mir faßt's das Herz, wenn ich dich trauern sehe  
 Und deinen Schmerz zu forschen treibt's mich an.“  
 Und wie im Kampfe mit sich selbst erstarft  
 Rasch drängte sich das Herz auf ihre Lippen:  
 „Unseliger! An meines Vaters Strand  
 Dein schwaches Schiff zu binden! Wußt'st du nicht,  
 Daß nur der Flüchtling, der die Trauerkunde  
 Zur Heimath trägt, aus unsern Schlachten kehrt?“  
 Wohl sah sie horchend zu ihm auf, die Lippe  
 Noch offen von dem warm gesprochenen Wort;

Wohl stand ihr Herz im Busen lauschend still.  
Er betete und hatte nicht gehört.  
Verklungen war ihr Wort in seinen Himmeln,  
Wie eines Kindes Stimme über'm Meer.  
Und lange haftete der Jungfrau Auge  
Stillforschend auf des Fremdlings Angesicht,  
Als suchte sinnend sie das Götterzeichen  
Zu deuten sich auf seiner Menschenstirn.  
War es ein Schmerz, war es ein tiefer Kummer,  
Was ihm den Trotz der Männer aus den Augen  
Genommen? War's der königliche Stolz  
Des Sterbenden, der seine Blicke lächelnd  
Hoch über seiner Feinde Haupt erhob?  
Und wie sie zu ihm sah und zu ihm blickte,  
Da stieg das Blut des Herzens roth und röther  
In ihre Wangen, und heraufgespült  
Aus ihrer Seele Tiefen stand es plötzlich  
Auf ihren Lippen: „Fremdling! Ich versteh'  
Was dir das Herz bewegt! Weit hinter dir  
Geblichen ist die Erde deiner Heimath  
Und Alles, was sie trägt, liegt hinter dir.  
Du siehst des Vaters graue Haare trauern  
Im öden Haus, im schweigenden Gemach  
Und heimlich weinend deiner Mutter Augen  
Hinausschau'n auf das segellose Meer.



Doch über allen Ländern stehn die Sterne,  
 Und über alle Himmel geht das Licht,  
 Und zu dem Kinkchen, das auf seine Wiege  
 Einst niedersah im stillen Heimathsthal,  
 Von ferner Sturmeswoge blickt der Schiffer  
 In seines Lebens letzter Nacht empor.  
 Blick' um dich, deines Vaterlandes Sonne  
 Scheint auch auf Nordens Gau.“ Und raschen Schritt's  
 Dem Kind der Wildniß gleich, das muthig plötzlich  
 Zum Fremdling tritt an seines Vaters Herd  
 Und legt die Hand an seines Kleides Falte,  
 Dicht an den Pilger trat das Scotenmädchen  
 Und seine Stimme zitterte nicht mehr:  
 „Wirf deine Sorgen weg! Was treibt dein Herz  
 Noch auf der Fluth? Was suchen deine Augen  
 Am Himmel den zurückgelegten Weg?  
 Des Mannes Heimath ist, wo er sie bauet!  
 Der Däne stürzt den Stamm der greisen Tanne,  
 Die seinen Herd Jahrhunderte geschirmt,  
 In's Meer und neue Küsten geht er suchen  
 Weit weg vom alten Strand, der ihn gebar.  
 Aus Meeresweite kommt der eh'rne Römer  
 Und thürmt den Markstein in des Nordens Schnee,  
 Und mit den Stürmen und den Wandervögeln  
 Landfuchend treibt der Inseln schwaches Schiff.



Wisch deines Kammers Schatten weg, im Hause  
Der Könige darf Niemand traurig sein.“  
Und wie sie vor ihm stand, in stummem Flehen  
Die Hand erhoben, und er sah sie nicht  
Und in ihr Aug' stillglänzend trat die Thräne,  
Da war's das Menschenbild der Sterblichkeit,  
Da war's das Weib, das sehnende des Staubes,  
Das aus der Nacht der Erden mit den Armen  
Der Menschenliebe in den Himmel greift.  
Doch horch, es wurde plötzlich wach und laut  
In Fergus Halle! Eine Hornesstimme  
Tief grollend ging im Echo durch den Saal.  
Und wieder und zum dritten Mal; und Schritte  
Wie eines eilig Nahenden, und Fergus  
Stand in der Halle.

Und er war ein Grau'n  
Und ein Entsetzen war er anzusehn!  
Zerrautt sein graues Haar, sein Kleid zerrissen,  
Wie eines Todten farblos sein Gesicht,  
Verstört sein Blick und seine Lippe zuckend  
Und leuchtend rang's in seiner Brust. So steht  
Das speergebroch'ne Raubthier todeschauernd

Auf seinem Lager in der Waldesnacht,  
 Und sucht, den Tod von sich zu scheuchen, röchelnd  
 Den alten Schreckensruf in seiner Brust.  
 Aus welchem Kampfe aber kam er heim  
 Der graue Held, von welchem Schlachtfeld schwankte  
 Sein matter Gang zurück zum Herd? So zeichnet  
 Kein sterblich Schwert die Stirne seiner Opfer,  
 So bricht den Menschen keines Menschen Hand,  
 So kann der Mensch sich selber nur vernichten  
 Zweikämpfend mit sich selbst in eigener Brust.  
 Da starrten plötzlich Fergus irre Blicke  
 Und über seine Wangen zog es hin  
 Wie einer Flamme jäher Schein. Ein Lächeln,  
 Ein schrecklich Lächeln trat auf seinen Mund,  
 Blut schoß in seine Stirn, die Halle dröhnte,  
 Er hatte seinen Feind gesehn! „Du bist's!  
 Du bist es, Feigling, mit des Weibes Stirne,  
 Den ich gesucht!“ Und mit erhob'ner Hand,  
 Aufbrüllend wie in seiner Qualen plötzlich  
 Erwachsendem Gefühle, stürzt' er vor:  
 „Du hast, Verfluchter, mir mein Mahl vergiftet  
 Und einen Geist in meinen Schlaf gestört!“  
 Und rachesehrend und verderbenheischend,  
 Weitgreifend öffneten sich seine Arme  
 Und schlossen über ihrem Opfer sich.

Doch nicht des Feindes heißersehntes Herz  
 Hielt er umfaßt in seinem Grimme. Gebrochen,  
 Wie eine Taube von des Adlers Fängen  
 Umflammert lag sein eigen zitternd Kind  
 An seiner Brust und mit dem Heldenblicke  
 Des Weibes, das, zu retten seine Liebe,  
 Dem Tod entgegen eifernd sich geworfen  
 Sah es empor zu ihm und lächelte —  
 Da sanken König Fergus Arme nieder,  
 Und plötzlich schwach und sanft, wie die Verzweiflung  
 Wenn sie die Liebe in die Arme faßt,  
 Tief auf des Mädchens Schulter niedersinken  
 Ließ er sein hohes schlachtengraues Haupt:  
 „Ich höre Geister schreiten durch die Nacht,  
 Ein fremdes Leben wird um mich geboren  
 Und einsam schauernd steh' ich da allein,  
 Zurückgeblieben aus der Nacht der Väter.  
 Vom Lager schreit's mich auf bei nächt'ger Weile  
 Es sitzt beim Mahle flüsternd mir zur Seit',  
 Es singt den Schreckenston in's Lied des Barden  
 Und ob ich stark bin meines Feindes Leib  
 Aufschwingend an den Felsen zu zertrümmern,  
 Ich kann das Wort mir aus der Brust nicht reißen.  
 Ich werd' ihn in des Meeres Tiefe stürzen,  
 Daß sein Gebet, ein Spiel der Sturmesnacht,



Von Land zu Land soll treiben unbestattet,  
 Wie eines Feiglings unbeweinter Leib!  
 Die Mädchen Schottlands sollen ihn verhöhnen,  
 Und mit der Bogensehne will ich ihn  
 In's Moor zum wilden Stiere jagen lassen  
 Und zu der Haidewölfin gier'ger Brut!  
 Ich werd' des Himmels ungeheuren Raum  
 Mit seinem Angstschrei füllen!“ Und die Flammen  
 Des Grimmes schlugen wieder in sein Aug'  
 Und, wie im Irrsinn vor sich tastend, suchte  
 Er seines Feindes Leib. Da richtete  
 Die Jungfrau sich in seinen Armen plötzlich  
 Empor, wie ein beleidigt Weib und wich  
 Und trat zurück und streckte ihre Hände  
 Mit Abscheu gegen ihn: „Mir bangt vor dir,  
 Ich seh' dich an und kenne dich nicht mehr!  
 Mir bangt vor dir, Blut ist in deinem Auge,  
 Ein schrecklich Lächeln steht auf deinem Mund!“  
 Und immer weiter wich sie rückwärts schreitend,  
 Als sah' sie in des Mannes grimmen Zügen  
 Entsetzt des Vaters Angesicht nicht mehr:  
 „Wie hätt' ich Muth, an deine Hand zu fassen,  
 Die schreckliche, verderbenbringende?  
 Wo fand ich Zitternde das Herz des Mannes  
 Dir furchtlos und vertrauend mich zu nah'n?“



Doch ängstlich wachend, spähend hasteten,  
 Wie Wächter seiner Seele, ihre Blicke  
 Auf Fergus Angesicht; und plötzlich trat sie  
 Schreckeif'gen Schrittes wieder auf ihn zu  
 Und schmiegte sich in seine Arme: „Tödt' ihn!  
 Mich kümmert's nicht, mögst du ihn auch verderben,  
 Das Glück des Schwerts gab ihn in deine Hand.  
 Ich aber bin im wilden Kreis' der Männer  
 Ein furchtsam Mädchen, mutterlos allein  
 Und habe Nichts, dem Schrecken zu entfliehen,  
 Als meines Vaters Brust. Beim wilden Klang  
 Der Waffen bin ich zitternd aufgewachsen,  
 Des fremden Kriegers Sterberuf im Moor  
 Verschleuchte mir den Kindertraum vom Lager,  
 Mein Fuß ward roth beim Spielen in der Flur.  
 Ich hab' des Meeres Todte ziehen sehen,  
 Die Stirne weiß den Wolken zugekehrt,  
 Ich hab' im Sturm das Haar der Thalgefall'nen  
 Sich flechten sehen zu der Tanne Bart.  
 Wo soll ich hin, dem Grauen mich zu bergen,  
 Wenn du den Tod in deiner Brust ernähr'st?  
 O, tödt' ihn nicht!“ Und um die ries'gen Schultern  
 Des finstren Kriegers kindisch schmeichelnd schlugen  
 Sich ihre Arme und sie zog sein Haupt  
 Hinab bis auf ihr glühend Angesicht:

„O, tödt' ihn nicht! Ein ruhmlos schlechter Kampf  
 Um den Besitz der Stunde ist sein Leben,  
 Und schnell vernarbt im Rasen sich die Stelle,  
 Wo ungekannt der Pilgersmann versinkt.  
 Dein Name wird die Zeiten überdauern,  
 Bis in das Ohr der fernsten Nachwelt wird  
 Des Liedes Stimme deine Thaten rufen,  
 Du wirst noch leben über deinem Grabe  
 Die ewigen Jahrhunderte des Ruhms.  
 O, tödt' ihn nicht! Noch manch' gebrochen Schiff  
 Wird dir die Welle an das Ufer tragen,  
 Noch manches Haupt schmückt dir der Stolz der Mutter,  
 Des Weibes bange Hand am fernen Strand.  
 Und hast du nicht dem Ruhm der Männer endlich  
 Genug gethan? Der Leib des Dänentriegers  
 Weist deines Schwertes mächt'ge Spur, der Römer  
 Liegt hingewürgt am Fuß des Pictenwalls,  
 Und weinend stehn am Ufer Erins Mädchen  
 Und rufen ihre Todten über's Meer.  
 Du hast genug gethan für alle Zeiten,  
 Du bist unssterblich und gehörst dem Lied,  
 Und wie die Sterne überm Thale stehen  
 Unwandelbar, kein Meeresturm löscht sie aus,  
 So stehen deiner Jugend Thaten leuchtend  
 Hoch über der versunkenen Zeiten Nacht.

Laß deine Hände ruhen von der Arbeit  
 Der blutig schrecklichen.“ Und wie sie schmeichelnd  
 Die Arme des Gewaltigen umstrickte,  
 Und lächelte zu seinem finstern Antlitz  
 Empor und schmiegte sich an seine Brust,  
 Da war's zu sehn, wie wenn ein Menschenkindlein  
 In dem Gefühle seiner Göttlichkeit  
 Das starke Thier des Waldes muthig faßt,  
 Es war das Weib, das mit dem Manne spielt.  
 Und wie ein Ringer seinen kampfesmüden  
 Erschöpften Feind noch einmal heiß umklammert,  
 Und mit ihm ringt die Hoffnung und die Furcht,  
 So ängstlich flehend, siegesmuthig drängend  
 Noch einmal auf die wortestrocknen Lippen  
 Des Kindes wagte sich der Jungfrau Herz:  
 „Verdirb ihn nicht, verdirb ihn nicht, der wehrlos  
 Und heimathlos an deinem Heerde steht!  
 Genug, genug des Bluts hast du vergossen,  
 In deines Fußes Maal steht es gesammelt,  
 Es steigt im Nebel auf um deinen Saal,  
 In deine Hände, wie der Rost des Schwertes  
 Hat sich's gefressen. Laß den Pilger leben!  
 So Viele schon sind ihrer unterm Rasen,  
 Die um das Licht der Sonne zu dir rufen.  
 Laß nicht den Tod sein schaurig Bett sich rüsten,



Bis unter deines Herdes heil'gen Stein.“  
Da zuckte Fergus in des Mädchens Armen  
Und richtete sich auf und sah sie an,  
Und ein Entsetzen war in seinen Zügen.  
Sie aber rang mit seinen mächt'gen Händen  
Und hielt sie fest umfaßt: „Du bist der Schreck,  
Du bist der Jammer und der Fluch gewesen,  
Du hast den Menschen und sein Glück gejagt,  
Wie ein gehektes ruheloſes Wild,  
Sei das Erbarmen, laß den Fremdling leben!“  
Da riß sich Fergus los. Das Wort, das Wort,  
Das mächt'ge, herzverderbende des Pilgers  
Auf seines Kindes Lippen stand's und wild,  
Den schwachen Leib des Mädchens von sich stoßend,  
Griff er in sein gesträubtes graues Haar,  
Und stürzte fort, als wälzten sich die Donner  
Des Christengottes seinen Spuren nach.

Und er war fort! Und immer schwächer schallten  
Verhallend in der Ferne seine Schritte.  
Und leise athmend, horchend stand das Mädchen  
Und stand und horchte mit gesenktem Kopfe;  
Und plötzlich jubelblickend richtete



Ihr Antlitz sich empor; die Schritte gingen  
 Nicht mehr! Und eilig mit der Hast der Hoffnung,  
 Und drängend mit der Seelenangst der Liebe  
 Erfaßte sie des Pilgers Hand und zog ihn  
 Gewaltfam fort: „Komm, eh' er wiederkehrt,  
 Eh' seine wilden Krieger mit ihm kommen.“  
 Und wie ein lang' bekämpftes Weh sich endlich  
 Im Schrei befreiend von der stolzen Lippe,  
 Brach ihre Lippe mächtig aus den Banden  
 Der jungfräulichen Scheu: „Du wirst nicht sterben,  
 Mit meinem Leben werd' ich vor dir stehn,  
 Mit meiner Brust will ich dich schirmend decken,  
 Mit meinen Händen will ich ihre Schwerter  
 Von deinem Haupte wehren! Fremder Mann!  
 Ich kann nicht leben, wenn sie dich verderben.“  
 Vergeblich aber faßten ihre Hände  
 Ihn liebesmächtig an, vergeblich rief's  
 Aus ihres Herzens Tiefen seelenrufend  
 Zu ihm empor. — Er fühlte nicht, wie warm  
 Des Lebens Finger an ihn tastete,  
 Er hörte nicht, wie ihn die Menschenstimme  
 Rief mit der Liebe Heimathsruf — er horchte.  
 Er horchte in die Einsamkeit hinüber,  
 In der das Opfer seines Gottes rang.  
 Und plötzlich war's, als sei von todter Welle

Des Schalles ausgespült, ein ferner Laut  
Gedrungen an sein Ohr — er fuhr empor  
Und schritt und ging! Da warf das Heidenmädchen  
Entsetzenblickend sich in seinen Weg,  
Und hielt ihn fest und schränkte ihre Arme  
Um seinen Leib: „Willst du dem Rasenden  
In seiner Einsamkeit entgegen treten?  
Unseliger! Du gehst dem Tod entgegen!“  
Er aber richtete sich mächtig auf  
In ihrer Arme ohnmächtigen Banden  
Und schritt und ging den Weg, den König Fergus  
Gegangen; und verschwand!

3.

Zu Dunstaffnag auf der Klippe drängten  
 Sich Haupt an Haupt die hohen Scotenkrieger,  
 Sie drängten sich und regten sich dumpf murmelnd  
 In Fergus Saal und schaarten sich wildblickend  
 Um Fergus Thron, und immer neue Schilde  
 Und immer neue nahende Gestalten  
 Verfinsterten der Halle Thor, und Wehr  
 An Waffe, Stimm' an Stimme reihete sich's.  
 Und Fergus saß auf seines Schildes Bogen  
 Gelehnt, und über's schwertgespalt'ne Erz  
 Floß seines Bartes graue Locke nieder.  
 Da ward es still im Saal und wie der Schaum  
 Der Woge, wenn sie rollend am Gestade  
 Gelandet, löste sich's vom Menschenknäul  
 Und weiß im Bart und weiß im Haare standen  
 Die Scotengreife vor des Königs Thron:  
 „Fergus, Sohn Alpin's! Deiner Krieger Weiber  
 Sind mit gelöstem Haar zu uns getreten



Und hülfesuchend hat das Kind des Todten  
 An unfrem Kleid gezerrt. Es geht ein Feind  
 Mit blut'gem Siegerschritte über Schottland  
 Und deine Völker rufen laut nach dir!“  
 Und in der Schaar der weißen Krieger wieder  
 Erhob sich eine Stimme: „Alpin's Sohn!  
 In Nordens Land ist eine Mähr geschollen  
 Und geht von Gau zu Gau. Die stolze Lippe  
 Des Kriegers weigert sich, sie nachzusprechen  
 Und schüchtern künden sich's die Mädchen Schottlands,  
 Wie eine Schande ihres Vaterlands.  
 Es klagt die Mähr und klaget dich an, Sohn Alpins,  
 Du habest eines fremden Sängers Lied  
 Dein Ohr geneigt und träum'st an deinem Schilde  
 Dem Wort des Friedens nach, derweil der Krieg  
 Einhergeht auf den Gräbern deiner Väter.“  
 Das Wort verhallte und die Halle schwieg.  
 Und wieder und zum dritten Mal tief tönend  
 Scholl eine Stimme aus den grauen Reih'n:  
 „Fergus, des Alpin Sohn! Die Todten stehen  
 Bei Nacht auf ihren Gräbern in der Haide,  
 Und vom Gebirge schauend sieht man hoch  
 Ein Kreuz an deinen Marken aufgerichtet.  
 Die Todten aber strecken ihre Hände  
 Anklagend gegen dich und von der Klippe,



Auf der die Halle deiner Väter sieht,  
 Da ruft ein Fremdling mit erhobnen Händen  
 Die Donner seines Gottes über uns.“  
 Da richtete sich Fergus Stirne langsam  
 Vom Rand des Schildes auf, und wie ein Schläfer,  
 In dessen Traumestiefe aus der Höhe  
 Des Lebens dumpfen Schalls ein Wort gefallen,  
 Sah er empor und sah umher im Kreise  
 Und sah den Sprecher an und langsam wieder  
 Vorüber neigte sich zum Schildesbogen  
 Sein Haupt herab und sank auf seinen Arm.  
 Und durch das offne Thor der Halle wehte  
 Der Wind vom Meer herein und regte leise  
 Des Königs Bart und aus der Tiefe hörte  
 Man dumpf herauf der Wellen tausend Füße,  
 Wie sie die alte Wacht am Ufer schritten,  
 Und es war still im Saal auf Dunststagnage.  
 Da richteten die Greise sich empor  
 Und über's Haupt des Königsträumers streckten  
 Sich ihre Hände aus: „Steh' auf! Wir sind  
 Gefommen, wie des Meeres weiße Vögel  
 Sturm kündend vor das Haus des Menschen schläfers.  
 Steh' auf! Es steigt im Mittag eine Wolke  
 Von Völkern dunkel über Schottlands Haide  
 Herauf, und ihrer Speere Blitze leuchten

Auf Nordens stillem Schnee. Fergus, steh' auf!  
 Wir rufen dich mit deiner Siege Schlachtenruf,  
 Mit deiner Krieger wildem Kampfgeschrei,  
 Wir rufen dich mit deines Volkes Jammer,  
 Mit deiner Weiber Thränen, mit dem Angstschrei  
 Des Sterbenden; steh' auf und rett' dein Volk!“  
 Da drängte es sich mächtig durch die Reihen  
 Und aus gewalt'ger Brust brach eine Stimme:  
 „Steh' auf, denn du mußt sterben, Scotenkönig!“  
 Und vor des Thrones Stufen stand der Barde.  
 „Steh' auf, steh' auf! In Wehr und Waffen rauschend  
 Kommt sie heran die Stund', zu der dein Leben  
 Dem Heldentod entgegen sich gegipfelt.  
 Steh' auf und schmück' dich, König meiner Lieder,  
 Sie ist gekommen deine Kriegerstunde,  
 Und du mußt sterben! Mit der nackten Brust  
 Hast du den Tod auf allen Feldern Nordens  
 Umsonst gerufen in der Völkerschlacht,  
 Hoch am Jahrhundert hast du dich unsterblich,  
 Weiß von dem Staub der Erde aufgerichtet,  
 Und deine Jahre nahen keinem Ende,  
 Und nirgend öffnete sich dir ein Grab.  
 Denn weit vom Ufer, wo im Sand der Erde  
 Dem Schaum der Woge gleich, das ringende  
 Geschlecht der Menschen sich begräbt, ein Held

Sollst du versinken auf des Ruhmes Höh'n,  
 Wie ein gewaltig Meerschiff, eine Woge  
 Aufwühlend in die Zeit. Steh' auf, steh' auf!  
 Von allen Bergen wandert strahlenglühend  
 Das Eisen nieder und in's Thal hinab  
 Steigt mit der Stierhaut und der Bogensehne  
 Der alte Krieg. Komm, wie ein Festmahl ist  
 Im schimmernden Geräth die Schlacht gerüstet,  
 Die Schilde tönen und die Muschel ruft!  
 Noch einmal wollen wir dem Feinde stehen  
 Zwei Hühnen Nordens, die die Mitternacht  
 Zurückgeboren aus geborst'nem Schooße  
 Kampfsjubelnd in's Gewühl der Völkerschlacht.  
 Noch trifft dein Speer, noch flammt dein Schwert den Tod,  
 Noch ist des Liedes Stimme mir geblieben,  
 Mein wildes Schlachtenlied aus alter Zeit,  
 Und wie des Himmels sturmzerschlagnes Wetter  
 Noch aus der Ferne schreckenmahnend grollt,  
 Will ich Entsetzen in die Feinde rufen,  
 Wenn sie mein Arm nicht mehr erreichen kann.“

Da regte es sich eilig durch die Reihen  
 Und athmete mit Macht und keuchte näher



Und schweißbedeckt, den blut'gen Staub des Kampfes  
 Im Angesichte, brach ein Scotenkrieger  
 Vor Fergus nieder: „Alpin's Sohn, der Feind!  
 Von Massen starrt das Meer, von Schilden glänzen  
 Die hohen Borde, wie ein Schneesturm kommt  
 Der Segel ungeheures Heer gezogen,  
 Und Schiff an Schiff legt sich an deinen Strand.  
 Und aus der Haide tauchen Kriegerschaaren  
 Heraus und steigen vom Gebirge nieder,  
 Und murmelnd wie die nah'nde Fluth des Meeres  
 Aus allen Himmelsfernern wälzt es sich  
 Heran.“ Da ward sein Wort nicht mehr gehört.  
 Ein Schrei des Jubels raffte sich vom Boden  
 Der Halle auf und taumelte empor,  
 In tausend Stimmen lodernnd wie die Flammen  
 Des Waldbrands, wenn sie zu den Wolken schlägt.  
 Und Fergus stand auf seines Thrones Stufe  
 Hochathmend da, mit jubelnder Geberde,  
 Wie ein Erlöster, der die Sklavensessel,  
 Die ihn geknechtet, plötzlich freiheitschauend  
 An seinem Leibe niedergleiten fühlt.  
 Und um ihn her in wilden Kreisen wogten  
 Die schlachtenheischenden ergriminten Krieger,  
 Und von der Klippe über's Meer hin wälzten  
 Dem Feinde sich entgegen ihre Stimmen,



Wie eine sturmgeflügelte Cohorte  
 Verderbenkündend und verderbenfroh.  
 Und wie als wüchß' das Schwert in Fergus Hand  
 Von einer unsichtbaren Macht getrieben  
 Hob es sich auf und hob sich über ihn,  
 Wie eine Kriegesfackel weithin leuchtend  
 Und schlug den Schild. Und mit gewalt'gem Streiche  
 Schlug es ihn wieder, daß er laut erdröhnte,  
 Und hob sich auf, noch einmal ihn zu schlagen;  
 Da lief ein Zittern über Fergus Leib,  
 Das Lächeln blich und schwand aus seinen Zügen,  
 Und von der Waffe Wucht herabgezogen  
 Sanft seine Hand. Den stumm gewalt'gen Blick  
 Auf ihn gerichtet, stand der fremde Pilger  
 Vor ihm. Den Blick auf ihn gerichtet stand er  
 Im Kreis' der Waffen leuchtend wieder da,  
 Wie damals, da er seines Gottes Donner  
 Gewaltig in die stummen Reihen schlug.  
 Doch nicht der Stolz des Gottesstreiters mehr,  
 Nicht mehr das siegbewußte Lächeln lag  
 Auf seinem Angesicht, wie ein Erbarmen,  
 Wie ein stillsinnend, seelentiefes Trauern  
 Sah es aus seinen Zügen zu dem Antlitz  
 Dem schreckenstarrenden des Königs auf.  
 Und Fergus zitterte an seinem Leib,

Und seine Augen irrten hilfseuchend  
 Umher und kehrten ängstlich immer wieder  
 Zu der stummahnenden Gestalt zurück,  
 Und es war anzusehn, als krümmte sich  
 Unter des Fremdlings Blicken seine Seele.  
 Und mit der Angst des wachsenden Entsetzens,  
 Das in dem Laut, dem lebentönenden  
 Der Stimme einen Kämpfer für sich aufruft,  
 Kam es von Fergus schreckensbleichen Lippen:  
 „Was willst du? Meine Krieger rufen mich.  
 Geh', geh'!... Mein zürnend Volk verlangt nach mir.  
 Was suchst du mich in der Ergrimmtten Mitten?  
 Ich kann den Friedensworten deines Gottes  
 Nicht länger hórchen, in die Schlacht der Menschen  
 Zurück führt mich mein Weg. Was siehst du mich  
 Mit stummen Augen an, Entsetzlicher?  
 Geh', geh'!“ Und wie ein Rückwärtsweichender,  
 Der seine Waffen in den Weg des Feindes  
 Abwehrend schleudert, warf er stimmenzitternd  
 Die Worte zwischen sich und den Gewalt'gen,  
 Der mit dem Blick in seine Seele schritt.  
 Und aus der Tiefe näherkommend hörte  
 Man den gewalt'gen Tritt der Schlacht. Man hörte  
 Wie sie die Speere brach, wie sie die Schilde  
 Zertrümmerte, wie sie die Brust des Kämpfers

Zertrat und sturmesbrausend über ihr,  
 Wie eine Schaar von Geistern grimmig kämpfend  
 In sich verschlungen, treiben ihre Stimmen  
 Und treiben über Fergus Klippe fort.  
 Und immer hasteten des Fremdlings Blicke  
 Noch auf des Königs blutlosem Gesicht,  
 Als nisteten sie sich in seine Seele  
 Und drängend, rathlos eilig, sinnlos hastig,  
 Ein zitternd Fleh'n, ein angstlos Drohen kam es  
 Von Fergus schreckensbleichem Munde: „Geh'!  
 Geh', geh'! Kein Speer soll hinter dir sich heben,  
 Verwischen will ich deine Spur im Sand,  
 Kein spähend Aug' soll deinem Pfade folgen,  
 Geh', Mann des Schreckens, geh'!“ Da thaten sich  
 Des Fremdlings Lippen plötzlich auseinander  
 Und redeten: „Was ringst du, schwacher Kämpfer  
 Mit dem gewalt'gen Gott in deiner Brust?  
 Dein banges Herz verzagt und deine Seele  
 Verdirbt, — was häumst du dich in Gottes Armen,  
 Du graues Menschenkind?“ Und langsam, wie  
 Einhergeh'nd auf der Spur, die seine Worte  
 Getreten in die Brust des Opfers, schritt er  
 Und nahte durch die stummen Kriegerreihen  
 Und stand vor Fergus Thron: „Ich ruf' dich, Fergus!  
 Ich rufe dich vom Kreuze des Erbarmens



Mit meines Gottes fleh'nder Menschenstimme,  
 Und rufe dich mit meines Gottes Zürnen  
 Aus seiner Himmel grimmestiefer Brust!  
 Ich ruf' dich mit dem Jubel der Erlösten  
 Und mit dem Jammer der Verdorbenen,  
 Ich ruf' dich mit dem Donner des Gerichtes  
 Und mit dem Wehruf der Gerichteten!  
 Steh' auf und richt' dich über deine Völker  
 Am Kreuze auf, und ruf' das Wort des Friedens  
 Hernieder in den Krieg. Tritt auf den Schild  
 Am Boden, steig' auf deines Thrones Sessel,  
 Klimm auf die höchste Zinne deiner Burg  
 Und wirf das Schlachtschwert unter deine Krieger  
 Und heb' die leeren Hände über dich,  
 Der Christengott geht über Nordens Felder  
 Und seine Augen suchen dich!“ Und sieh!  
 Da plötzlich in der Menschenlichtung stand  
 Das Scotenmädchen — und es sah sich um  
 Mit suchenden, erwartungswilden Blicken  
 Und plötzlich färbten seine Wangen sich  
 Und mit dem Schrei der Mutter, die ihr Kindlein  
 Am todesjähren, schwindlen Abhang faßt,  
 Schlang es die Arme um den Leib des Pilgers:  
 „Sie werden dich erschlagen! Siehst du nicht,  
 Wie ihre Blicke schrecklich drohend leuchten?



Komm! Komm!“ Und ängstlich drängend zog sie ihn  
 Mit des Entsetzens schreckensstarken Händen:  
 „Sie werden dich erschlagen, wenn du zögerst.  
 Komm! Komm!“ Und in ihr ängstlich stürmend Fleh'n  
 Schlich es sich schmeichelnd plötzlich und verlockend:  
 „Ich werd' dich führen, wie ihr blutend Kind  
 Die Mutter heimführt aus der Schlacht der Männer,  
 Ich werd' dich führen, wie das Kind des Kriegers  
 Den greisen Vater durch die Haide führt.  
 Komm! Komm! Ich werde horchend bei dir wachen,  
 Wenn du mit deinem Gotte sprichst, ich werd'  
 Das fremde Wort von deiner Lippe lernen  
 Und seinen Namen leise flehend rufen,  
 Wenn du im Schlummer liegst. — Sie seh'n dich an  
 Und ihre Augen leuchten schrecklich drohend.  
 Sie werden dich verderben. Komm! Komm!“  
 Er aber sah in König Fergus Züge  
 Stillfinnend mit dem Blicke des Lebend'gen,  
 Der lebenspähend auf dem starren Antlitz  
 Des Todes weilt, und König Fergus regte  
 Sich nicht, und seine Lippen blieben stumm.  
 Da war's, als zög' ein Schatten unterm Richte  
 Der Sonne plötzlich über Fergus Klippe,  
 Er senkte sich, wie eine ries'ge Hand,  
 Von oben auf des Königs blasse Stirne

Und goß sich über seine Glieder aus;  
 Und fluthete geräuschlos durch die Halle,  
 Wie eine Woge aus dem Meer der Nacht,  
 Die in des Tages Sonnenlicht gebrochen.  
 Und wo der Fremdling in der Menschenschranke  
 Gestanden, war ein leerer Raum. Er schritt  
 Dem zieh'nden Schatten nach in seines Gottes  
 Verderbenstillen Zorn gehüllt und ging  
 Und vor ihm öffneten sich stumm die Reihen  
 Und senkten sich die Speere und die Blicke.  
 Und 's war zu sehn, als ging ein Todesengel  
 Still durch die Reihen der Lebendigen.  
 Doch wie mit unsichtbaren Zauberbanden  
 An ihn gefesselt, schritt das Heidenmädchen  
 Auf seiner Spur. Es folgte seinen Schritten,  
 Wie traumverloren, durch die stille Halle,  
 Aus seines Vaters Haus, aus seines Lebens  
 Gebroch'nem Kreis' und schaute nicht zurück,  
 Und ging und folgte ihm und hatte Alles  
 Vergessen hinter sich, und hatte Alles  
 Vergessen um sich her. So wandert still,  
 In seines Lebens tiefem Traum verloren,  
 Das Kindlein hinter seiner Mutter her,  
 Der Zukunft unbekümmert und vergessen,  
 Und ein Gesetz, ein heilig mächtiges

Zwingt seine schwachen Füße in die Spuren,  
Die ihm die Liebe in das fremde Leben  
Und in die Welt, die grenzenlose tritt.  
Da plötzlich rastete des Fremdlings Fuß,  
Er wandte sich und streckte seine Hand  
Rückweisend aus, dem Heidenkind entgegen:  
„Was wirfst du deinen Menschenschatten, Weib,  
Auf Gottes lichten Weg? Laß ab von mir!“  
Und wandte sich und ging; und er war fort! —

Und wie das Gras der Haide, das der Wanderer  
Geknickt, sich langsam wieder hinter ihm  
In seines Fußes ödem Maal erhebet  
Und richtet sich empor und reckt sich leise  
Bis es der Zug des Windes wieder faßt:  
So langsam richteten sich Mann an Mann  
Die Krieger auf und streckten sich wie prüfend  
Und regten sich und murmelten, und plötzlich  
Von tausend Stimmen loderte die Halle!  
Hoch auf der Schilde wandernd Dach gehoben  
Trieb König Fergus auf der Menschenwoge  
Und trieb mit ihr den Saal hinab und wogte  
Mit ihr und wälzte sich mit ihr hinaus.



Und wie des Meeres Schooß verlangenbrüllend  
 Den Strom verschlingt, der eifernd ihm entgegen  
 Die Wasser seiner fernen Quellen trägt,  
 So stimmenrollend, Kampfesjubel brausend  
 Verschlang die Schlacht den Schritt der Scotenkrieger;  
 Und es war still im Saal auf Dunstaffnage.  
 Und in der leergeword'nen Halle  
 Stand jammerstill die blasse Scotenmaid!  
 Wie eine Fluth war's über sie gegangen  
 Vernichtungbrausend, ihres Herzens Stimmen  
 Verwirrend, ihres Lebens Bilder stürzend,  
 Wie eine Fluth, die sie von grünem Strand,  
 Ein spielend Kindlein fortgeführt und ferne  
 An klippenstarrer Küste ausgespült.  
 Und wie im Ohr des Wellenausgeworf'nen  
 Die Todeswoge, die ihn grollend trug,  
 Noch immer rauscht und schreckt die leisen Stimmen  
 Des Lebens wieder in sein Herz zurück:  
 So klang das Wort, das schreckliche des Mannes,  
 Das sie gestoßen in die Einsamkeit,  
 Entsetzlich flüsternd fort in ihrer Seele!  
 Und draußen ging die Schlacht. Das Meer entlang,  
 Die Thäler füllend, auf die Felsen klimmend,  
 Die Haide übersluthend wälzte sie  
 Sich dumpfen Klangs um Fergus weiße Klippe.



Und nah' und näher kommend drängten sich  
Der Zwist der Stimmen und der Waffen Dröhnen  
In's grollend wiederhallende Gemach.  
Da plötzlich neigte sich das Haupt des Kindes  
Und seine Hände suchten sich und faßten  
Sich an, es beugten seine Kniee sich,  
Und laut aufschluchzend brach das Heidenmädchen  
Besiegt zusammen an des Kreuzes Stamm. —

4.

Am Meeresufer aber ging die Schlacht,  
Und Schwert und Keule trafen sich im Schwunge,  
Und Schild zertrümmerte an Schild. Es horst  
Der Panzer tönend von der nackten Schulter,  
Und knirschend schlug der Tod die eh'rnen Zähne  
In das lebend'ge, zuckende Gebein.  
Heißtriefend von dem eignen Blute standen  
Die grimmen Kämpfer auf, sie fielen wieder,  
Sie kämpften knieend fort, sie saßen sterbend  
In's Gras der Haide, und sie sanken nieder,  
Und über sie hinweg, hochragend schritt  
Das Kreuz! Vergebens warfen Nordens Söhne  
Sich mit der nackten Brust in seinen Weg.  
Vergebens stürzte sich der Dänenstieger  
Mit seinem alten Kriegsschrei in die Speere,  
Vergebens bäumte sich der Bärenkämpfer  
Der Schlacht entgegen mit des Raubthiers Ruf.

Erwürgt, zertreten lagen sie am Boden,  
 Und über sie hinweg gewaltig schritt  
 Das Kreuz! Und auf den Hügeln händeringend,  
 Das Haar vom Sturm zerrauft, die Brust entblößt,  
 Lautjammernd standen Nordens hohe Weiber  
 Und beugten sich hinunter in die Schlacht!  
 Sie sahen nicht, wie blutend vom verwirrten  
 Geschosse sich das Kind zu ihren Füßen  
 Im Todeskampfe leise röchelnd wand,  
 Sie hörten nicht den Speer, der eilig fausend  
 Daher kam, nicht den Pfeil, der leise zischend  
 In ihren Reihen sich begrub. Das Kreuz,  
 Das Kreuz kam näher! Und es trafen sich  
 Die Stimmen aus der Schlacht und von den Hügeln.  
 Sie riefen und erkannten sich! Die Arme  
 Des Hingefunk'nen hoben sich noch einmal  
 Zur Klippe auf und faßten in die Leere,  
 Dem Jammerrufe seines Weibes nach;  
 Und aufgestört von seiner Liebsten Stimme  
 Erhob der Jüngling taumelnd sich am Speere  
 Vom blut'gen Menschenpflu und sah nach Norden  
 Und schlug zurück in's stille Todtenfeld!  
 Und wie auf Siegessehultern seiner Krieger  
 Ein schlachtgewalt'ger Völkerrönig schreitet  
 In stiller Schicksalsmajestät: So kam



Und nahete auf hoherhob'nen Händen  
Des Kreuzes ragende Gestalt! Es ging  
Vom Licht umflossen überm Staubgewölke  
Der Völkerschlacht und streckte seine Arme  
Stumm in die Himmel aus, und vor ihm her  
Da würgte sich in zuckender Umklammerung  
Die Menschheit, und das rothe Blut des Lebens  
Rann still zusammen in der Gottesspur!

Doch auf des Ufers höchster Felsenklippe  
Stand Fergus Maid. Ihr Haar flocht' sich im Sturme  
Nicht zu dem Haare der Gespielinnen,  
Sie stand allein und einsam, da sich Alles  
Tief lebenathmend zu einander drängte,  
Und da es laut von jeder Lippe brach,  
Stumm blieb ihr Mund. Doch mit den Adlern freisten  
Heißspähend ob dem Schlachtfeld ihre Blicke.  
Und wilder schlug in stillem Kampf ihr Herz,  
Als Schwert und Keule in der Völkerschlacht.  
Denn unten rangen ihres Herzens Wünsche  
Lebendig mit des Lebens nackten Armen,  
Und in der Schlacht der Völker schlichtete  
Sich waffenlaut der Streit, der unversöhnte,  
Der still im Grunde ihres Busens ging.



Und wie des Kampfes dunkle Todeswoge  
 Blutschäumend schwoll, und bald des Kreuzes Krieger  
 Und bald die Streiter ihres Volks erhob:  
 Dem Siegenden entgegen immer stürmten,  
 Dem Wankenden zu Hülfe ihre Wünsche  
 Und wild auf ihre Lippen drängten sich  
 Und fielen ringend ungesprochen wieder:  
 Der alte Schlachtruß ihres Heimathlandes —  
 Und ein Gebet zu ihrer Feinde Gott.

Doch auf der Klippe überm Meere  
 Hoch einsam stand, derweil sein Volk die Schlacht  
 Der Leiber unten schlug, der Königsbarde.  
 Wen rief er an? Es wälzte sich sein Wort  
 Empor, als wollte es die mächt'gen Bogen  
 Der Halle sprengend in den Himmel brechen.  
 Sein Auge leuchtete wie eines Kämpfers  
 Und über sich auf hoch erhob'nen Händen  
 Empor wie einen Schild, hielt er die Harfe:  
 „Steh' still, ich wehre dir! Hoch von den Gräbern  
 Der Erde, über's Meer des Lichtes strecke  
 Ich dir den Schild, den tönenden entgegen,  
 Ein Kämpfer stell' ich mich im Gold der Harfe  
 In deinen Weg! Steh' still, ich wehre dir!“

Sein Haupthaar war gesträubt, sein Antlitz farblos  
Und seine Lippen bebten unterm Wort,  
Dem geistestrotzenden, das er gesprochen.  
„Wer bist du, lautlos schreitend, furchtbar Wesen?  
Kein Lied der Barden nennt dich, keine Sage  
Erzählt von dir, dich kennt kein Greis im Volk!  
Geräuschlos, wie des Wetters dunkle Wolke  
Aus ungekannter Einsamkeit bist du  
Heraufgekommen! Kein verkündend Zeichen  
Ging vor dir her, auf ihren Harfen schliesen  
Die Sänger, und die Todten ruhten still;  
Und plötzlich steht die alte Nacht gelichtet,  
Und mit dem Schlachtruf deines Namens brechen  
Des Mittags Völker würgend über uns!  
Wer bist du, Schrecklicher? Dein Wort tönt lockend  
Und herzverderbend, wie ein Lied des Friedens,  
Doch deine Hände tödten! Mit dem Ruf  
Der Liebe zähmest du das Herz des Kriegers  
Und stürz'st sein Haus dann auf den Knieenden.  
Steh' still, steh' still! Mein Aug' kann dich nicht sehen,  
Und deines Schrittes Schall erreicht mich nicht,  
Doch heimlich schauernd spürt dich meine Seele!  
Du bist der Frieden nicht, von dem die Barden  
In ihren Liedern singen, den die Menschen  
In ihres Glückes sel'gen Träumen seh'n,

Du bist die Liebe nicht, die schwertlos starke,  
Die herzensmächtig im Verborg'nen wirkt!  
Du bist die Zwietracht, die mit falschem Worte  
Das Herz beschleicht und das Ohr verführt,  
Und in der Hand, der zuckenden des Träumers  
Ein nacktes Schwert zurückläßt. Schrecklicher!  
Du bist der Krieg, der lechzende der Herzen,  
Der in das Gift der bösen Menschenbrust  
Die Waffe taucht, mit der er grimmig wüthend  
Den Leib, den blühenden des Lebens schlägt.  
Steh' still, steh' still! Ich hör' es vor dir her,  
Wie eine Fluth des Todes rauschend steigen  
Ich hör' sie nahen! und ich sehe sie!  
Lichtschäumend klimmt sie auf an den Gebirgen  
Und gießt sich in der Erde Thäler aus  
Und kommt daher, und weit, so weit ich blicke  
Seh' ich auf ihren Wellen Trümmer treiben,  
Wie einer todten fortgespülten Welt!  
Wie alte Throne und wie alter Hallen  
Gebälke, wie verrostet Kriegsgeräth,  
Verwais'te Schilde und verklung'ne Harfen,  
Und zwischen ihnen schaukeln todesstill  
Die alten Eigner mit des Speeres Zeichen  
In der entblößten, todtgebleichten Brust.  
Sie kommt, sie kommt! Ich hör' die Harfen klingen,



Und seh' die Throne kreisend untergehn,  
 Sie kommt und bäumt an Schottlands Felsenufer!  
 Dein Haus versinket, Fergus, Sohn Alpins!“

Und eine Stimme gab ihm Antwort leise  
 Im Saal! Er war es, Fergus war es selbst!  
 In's Knie gesunken und die Hand am Boden  
 Gestemmt, mit blut'gem, helmesbarem Haupt  
 Den Speer im Herzen und den Tod im Antlitz,  
 Ein Flüchtling auf der Schwelle seines Throns,  
 Ein Sterbender in seines Vaters Haus!  
 So hatte sie ihn endlich doch gefunden  
 Die Hand, die blutig tastende der Schlacht,  
 Die ihn gesucht auf allen Feldern Nordens,  
 Von Kampf zu Kampf auf seiner Siege Spur!  
 So hatte sie ihn endlich doch gefunden  
 Den grauen Flüchtling aus der Sterblichkeit,  
 Und von des Menschenalters letzter Sprosse,  
 Da schon kein Schicksal ihm zu nahen schien,  
 Herabgezogen hatte sie ihn wieder  
 In's Thal der Erde, an des Grabes Rand!  
 Doch nicht in seiner Krieger eh'rnem Kreis',  
 Nicht auf des Schlachtfelds bluteswarmem Lager  
 Gerüstet war sein Todtenbett — allein,



Allein, wie ein Verstoßner, ein Verworfenner,  
 Allein, wie eine Beute, die der Tod,  
 Der heldenlüsterne verschmäht und blutend  
 Gelassen hinter sich auf seiner Bahn,  
 Allein und wimmernd lag er da am Boden  
 Und krümmte machtlos sich am Todespeer.  
 Und leise Worte kamen eilig flüsternd  
 Von seinen Lippen. Mit dem Strom des Blutes  
 Heraufgespült aus seines Busens Tiefen,  
 Aus seinem gramgebrochenen Herzen kamen  
 Sie eilig treibend auf der Lebenswoge,  
 Die fluthend seine Brust verließ; sie kamen  
 Wie sie die Hand, die plündernde des Todes  
 Von seinen Lippen riß. Des Königs Klage  
 Um sein zertreten Volk, des Vaters Jammer  
 Der sterbend sucht nach seines Kindes Brust,  
 Des Kriegers Grollen und des Flüchtlings Wimmern,  
 Und wie ein Schrei, ein hülfseheischender,  
 Und wie ein grimmig, todeseilig Beten  
 Klang es dazwischen durch die Wahnsinnslaute  
 Und rief in wilder Angst zum Himmel auf.

„Wer bist du, Greis?“ Und vor dem Reuchenden  
 Gelehnt auf seine Harfe stand der Barde.

„Berühr' mich nicht, dich hat die Schmach gezeichnet!“  
 Und wie im schauernden Entsetzen streifte  
 Er die erhob'nen Hände von sich ab,  
 Die hilfseuchend nach den alten Lauten  
 Des Lebens tasteten. Doch Fergus rang  
 Zu ihm empor und klammerte sich mächtig  
 An sein Gewand, und seine Stimme keuchte  
 In wilder Seelenangst: „Hilf mir empor!  
 Noch hab' ich Kraft zu fliehn . . . wir wollen tief  
 In die verborg'nen Schluchten des Gebirges  
 Uns bergen in die Einsamkeit der Wildniß!  
 Hilf mir empor! Wir wollen nordwärts gehn,  
 Bis uns kein Laut des Lebens, keine Stimme  
 Der Menschen mehr erreicht. . . Auf's letzte Eiland  
 In's Meer hinaus! Hilf mir empor! Es naht  
 Das Kreuz, das fürchterliche!“ — Und es nahte!  
 Am Fuß der Klippe hörte man sie schon  
 Die Schlacht, die grimmig tobende, und schon  
 Mit flücht'gen Kriegern füllte sich die Halle.  
 Der blut'gen Fährte ihres Königs folgend,  
 Todtaumelnd kamen sie daher und brachen  
 Um ihn zusammen mit der letzten Kraft,  
 Die nachtgebroch'nen Augen nach ihm wendend,  
 Der sie verließ in ihrem letzten Kampf.  
 Doch Fergus sah sie nicht! Von seinen Lippen

Troß Blut, und wild und wilder drängten sich  
Und immer hast'ger flehend seine Worte,  
Vom Tod gehezt im Kreise des Entsetzens,  
Das unverwandt vor seiner Seele stand:  
„Es kommt, es kommt das Kreuz! Sein Schatten deckt mich  
Und seine Arme fassen stumm nach mir,  
Verlaßt mich nicht!“ Doch seine Hände glitten  
Ohnmächtig nieder an des Barden Kleid.  
Da raffte Fergus einmal noch sich auf,  
Verzweiflungswild als theilte er die Woge  
Des Todes über sich: „So hört mich Niemand,  
In meiner letzten Noth, da ich verderbe!  
Ich bin der König, Schottlands König bin ich,  
Fergus, der Schreckliche!“ Doch keine Stimme  
Gab Antwort, nur wenn einer Kriegerhand,  
Die sich im Tode öffnete, die Waffe  
Entglitt, und wenn ein Schild zu Boden schlug  
Erklang der hohe Saal. — Da leise erst  
Und immer lauter, lauter mit den Tönen  
Des Schlachtgetöses ringend sich erhebend  
Vom Boden auf erscholl des Königs Stimme.  
Zum Himmel aufgekehrt war seine Stirne  
Und seine Hände streckten sich empor.  
— Er betete! Er betete verzweiselt  
Zum Feind, der ihn gestreckt, er betete



In Seelenangst zu Gott, den er verspottet,  
 Und der in tödtlich fürchterlicher Wahrheit  
 Auf ihn jetzt zuschritt durch die Todesnacht.  
 Und wie er betete, da quoll das Blut  
 Aus seiner offenen Brust und troff zur Erde,  
 Und siegesjubelnd wälzten sich die Stimmen  
 Der nah'nden Schlacht heran. Da faßte wild  
 Des Barden Hand den Hingefunk'nen an:  
 „Du ruffst zum Gott, der dich verdirbt, Unsel'ger!  
 Zum Feind, der dich gefällt — und sieh und sieh  
 Wie er dir Antwort giebt!“ Und schwanen Ganges  
 Da kamen sie, die letzten Scotenkrieger:  
 Und kamen still und auf den Armen trugen  
 Sie ihres Königs sterbend Kind herein!“ —  
 — Und Fergus schlug zurück und auf den Lippen  
 Erstarb ihm das Gebet. Er fühlte nicht,  
 Wie fein stillblutend Kind mit irren Händen  
 Nach seinem Antlitz tastete, er hörte  
 Die Harfe nicht vom Speermurf über ihm  
 Wie einen letzten Weheruf ertönen!  
 Sein Aug' war blicklos und er sah es nicht  
 Das Kreuz zu seinen Seiten sich erheben,  
 Das Kreuz, vor dem er floh aus seiner Halle,  
 Vor dem er fliehend seine Waffen wegwarf,  
 Vor dem er in die Todesnacht sich barg,



Das Kreuz, das stumm entsetzliche! Es streckte  
 Die Arme über seinen Leib hinweg,  
 Als rief es Zeugniß von den stillen Todten,  
 Daß ein Gebet auf diesen Lippen stand,  
 Eh' sie zum ew'gen Schweigen sich geschlossen.  
 Und mächt'ge wunderbare Laute füllten  
 Den alten Königsaal auf Dunstastnagen.  
 Es waren Laute, wie kein Echo Nordens  
 Von ihnen je erzählt, es war ein Lied  
 Gewaltig, wie kein Barde es erfunden.  
 Es stieg zum Himmel von den tausend Lippen  
 Der fremden Krieger auf und übertönte  
 Des Meeres Rauschen um die weiße Klippe  
 Und trug die Sterbeseufzer mit sich fort,  
 Die von der Halle Boden sich erhoben.  
 Da an des todten Königs Seite plötzlich  
 Aufrichtete das Haupt der Jungfrau sich  
 Und ihre Arme streckten sich den Tönen  
 Entgegen! Durch des Liedes mächt'gen Sturm  
 Erkannt, erlauschet hatte sie die Stimme  
 Des Mannes, dem ihr Herz in Liebe brach!  
 Da stand er wieder, strahlenhell das Antlitz,  
 Mit lichtgekröntem Haupt, wie dazumal,  
 Da sich sein Bild, das mächtig wunderbare  
 Gespiegelt in den Tiefen ihrer Brust.

Ihr sterbend Auge hing an seinen Zügen  
Und selig lächelnd sank sie wieder hin,  
Und auf den Tönen seiner Stimme wiegte  
Sich ihre Seele in den Todeschlummer  
Und ging zum Licht, sich selber unbewußt,  
Ob sie die Lieb' von seinem Gott gelernt,  
Ob ihre Lieb sie seinen Gott gelehrt. —



9.11.11

